Ph. o. g. 4087

801

-9 xr Ds 16/7 47.

# Lebens-Ansichten.

Von

F. L. B.

Stuttgart
bei Gottlieb Hasselbrink.
1814.

Dr. Haupt

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

# Vorwort.

Der Bücher werden täglich mehr, obgleich, wie die Einsichtsvollsten behaupten, das Beste schon lange gesagt ist. Das Unglück möchte auch wirklich so groß nicht seyn, wenn eine Zeitlang in dem Schreiben ein Stillstand gemacht, und die Lesewelt dadurch veranlaßt würde, zu dem alten Vortrefflichen zurückzukehren, dieses immer tiefer zu fassen,

inniger zu empfinden, ja zulezt wirklich, statt blos zu lesen, — zu leben.

Wie die Sachen gegenwärtig stehen, ist freilich hieran nicht zu denken, und Schreibende und Lesende werden von einem gleichen innern Ungestümm fortgetrieben, den Uebelstand täglich zu vergrößern.

Man könnte jedoch zweierlei Schriften unterscheiden, die sammelnden, die ein gewisses convergirendes Element in sich tragen, und die zerstreuenden, die eine divergirende Kraft ausüben. Wenn jene den um sich greifenden Schaden zu heilen suchen, so verschlimmern ihn diese täglich mehr. Ob es nun überhaupt der Mühe werth ist, gegen-

wärtiges Werkchen unter eine dieser beiden Arten zu reihen, und ob es etwa zu der erstern gehören dürfte, dieß zu beurtheilen steht dem Verfasser nicht zu. Er wünscht sehnlich, billige Richter zu finden, die ihn hierüber zu Recht weisen.

Denn so, wie Archimedes die Erde bewegen wollte, wenn man ihm nur einen Standpunkt ausser ihr anwiese, so würde auch im kleinen jeder Mensch ein ganz anderer werden, im Fühlen, Denken und Handeln, wenn es ihm vergönnt wäre, zuweilen aus sich heraus zu treten, und sich, samt seinen Beziehungen zu der Welt, gleichsam von ferne zu sehen. Da dieß aber nicht angeht, so muß es schon erlaubt seyn, sein Denken und Fühlen, so weit es geziemt,

bloszustellen, und, was man sonst allein und einseitig zu thun gewohnt war, so gut man kann, in die Seele des Allgemeinen zu thun, — Urtheil, Lob und Tadel zu erregen, und so, sei es auch auf etwas unsanftem Wege, zur tiefern Selbsterkenntniß zu gelangen.

Stuttgart den 16. Oct. 1813.

Der Verfasser.

U e b e r:

Leben im Allgemeinen;

Erziehung;

Geschichte, öffentliches Leben;

Kunst;

Wissenschaft, Studium rc.

Religion.

„Und wenn es uns glükt,
Und wenn es sich schikt,
So sind es Gedanken!"

Die Thiere in Göthe's Faust.

# I.

# Aus dem Gebiet

des

# L e b e n s

im

Allgemeinen.

Es geht dem Menschen mit vielen Dingen, wie mit dem gewünschten Besiz eines musikalischen Instruments. Er erhält es endlich, und findet bald, daß es ihm zu wenig und zu viel ist.

Zu wenig, — der er hoffte, daß sich ihm nun eine ganze musikalische Welt aufthun werde, von der das Instrument der Träger wäre, und dazu kommt es so selten; zu viel — denn er vermag wirklich den Reichthum, der in dem Instrument liegt, an dessen einzelne Akorde sich ja schon eine Welt von Gefühlen anknüpfen läßt, selten zu geniessen.

---

Da mein Wissen, meine Kraft, mein Geld, meine Liebe nicht auf die Zukunft sich erstrecken, warum soll es denn meine Sorge?

---

Es ist sehr oft der Fall, daß, wenn wir einen Gegenstand bei seinem freundschaftlichen Pol an uns ziehen, die Ungeneigten uns lieblos vorhalten, wie sich jener im Allgemeinen, und gegen die Welt verhalte. Sie nennen dann, wie Mephistopheles, das Gretchen unsers Herzens einen Grasaffen, oder wie Jarno, unsere Mignon ein zwitterhaftes Ding, als befaßten sich Zu- oder Abneigung mit irgend einer Classification.

---

Man sollte glauben, wenn in einer Gesellschaft lustige Histörchen, wizige Einfälle erzählt werden, so sollte dieß viel besser befriedigen, als die gewöhnliche Unterhaltung, wo jedes seine Anliegen, Freuden und Schmerzen vorbringt, und die gesellschaftliche Theilnahme anspricht. Der Erfolg lehrt aber das Gegentheil. Man geht viel befriedigter auseinander, wenn das Nächste, die Gegenwart besprochen worden ist; auch ist es die Gabe und Gewohnheit geistesverwandter, geistreicher Freunde, von den Beziehungen der Gegenwart auf die

tiefliegendsten Elemente des Lebens und menschlichen Treibens überzugehen. Das nämliche gilt auch von gesellschaftlichen Spielen; diejenigen sind die unterhaltendsten, wo jedes Mitglied seine Individualität und seine Beziehung zu den andern durch das Medium einer angenommenen Rolle darzustellen Gelegenheit erhält, wogegen die mehr sächlichen Spiele, ausgenommen es seyen Verstandes- oder Hazard-Spiele, nicht lange anziehend bleiben.

---

Wir sehen an unsern lebendigen und leblosen Besizthümern nur den täglichen Entwiklungsschritt, und machen uns wenig aus ihnen. Der Fremde aber sieht ihre ganze Genesis, daher er uns oft so glüklich preißt. Wir sind es auch in solchen Momenten mehr als sonst, weil wir dann mit seinen Augen sehen.

---

So wie sich eine pittoreske Masse auf einem duftigen Hintergrund, auf einer warmen Ferne interessant abhebt, so beim Jüngling alles, was er erlebt, auf der

unbestimmten blauduftigen Zukunft. Hinter jedem Gegenstand fängt bei ihm das Phantasie-Reich an; der Mann ist sich zu sehr der gemeinen Causalitäts-Verhältnisse der Dinge bewußt.

---

Je weniger den Gatten das Leben ausgefüllt ist, destomehr füllen sie es mit Liebe oder Zank aus. Liebe ist das elektrische Leuchten, Zank das Funkenschlagen der Zwischenräume.

---

Man stille die erste Sehnsucht; die zweite ist nicht mehr so stark. Die Phantasie kann jene Extravaganz nicht mehr wiederholen.

---

Nüchtern sind wir lineare Menschen, und harmoniren mit allem, was Linie, Tangente, Radius, Parallele rc. ist. Durch Wein erregt sind wir rund, und verstehen nun alles besser, was Kreis, Sphäre, Rhythmus, Undulation rc. ist. Dort huldigen wir der Consequenz, hier lassen wir gewähren.

---

Mancher klagt, die Welt sei ihm zu eng, da sie ihm doch eigentlich zu weit ist.

---

## Nitimur in vetitum.

Es ist eine alltägliche und allbekannte Erscheinung, daß wir das Verbotene, das uns Versagte, stärker wünschen, als das Erlaubte, und sich uns Darbietende; ja daß wir es oft nur wünschen, weil es ein verbotenes ist. Es ist nicht so ganz leicht zu sagen, woher diese Erscheinung rührt, da sie mit dem innersten Wesen der Seele zusammenhängt.

Wenn nicht gerade im Leben ein Gegenstand besonders hervortritt, und unsern Wunsch, unsere Begierde anspricht, so ist für uns alles Schöne und Interessante gleichsam in einem latenten Zustand, wir treiben das Gewöhnliche und haben die gewohnten Gedanken und Gefühle dabei.

Nun werde uns aber etwas verboten, so fühlen wir plötzlich unsere Freiheit in ihrer allseitigen Expansion gestört, und dagegen unsere Einbildungskraft zu einer ein=

seitigen Thätigkeit aufgeregt. Der verbotene Gegenstand tritt aus seinem latenten Zustand heraus. Die Phantasie isolirt ihn, und faßt ihn gleichsam in einen eigenen Rahmen. Er gewinnt schon hiedurch an Reiz und Interesse.

Wir ahnden uns nun in sein Wesen hinein, was er uns je war, was er uns in seinen schönsten Beziehungen seyn könnte; und diesen Genuß sollen wir nun der Welt zum Opfer bringen. Sie hat die Augen auf den Gegenstand gerichtet, sie lebt vielleicht darin, und wir sollen ausgeschlossen seyn!

Wenn uns ein Gegenstand in zwei Momenten am interessantesten ist, nämlich in der ersten Freude der Erwerbung, und in dem Augenblik, wo wir ihn verlieren sollen, so trift bei dem Verbotenen gewissermaßen beides zusammen; sein Besiz und Genuß ist doppelt reizend, weil jeder Schritt dazu einer feindlichen Welt abgekämpft werden muß, weil der Gedanke an den von uns geforderten Verzicht uns im Gegensaz den Werth des Gegenstandes fühlen läßt,

und durch sein Erlangen die Sphäre unserer Freiheit sich wieder herstellt.

---

Es ist nichts so schwer, als eine Scharte auszuwezen, man macht oft leichter einen neuen Degen.

---

So nahe, wie unser eigenes Kind, muß uns etwas angehen, wenn wir es recht lieben, recht verstehen sollen. — Wer kümmert sich viel um anderer Leute Kinder? wer versteht sie?

---

Der Jüngling freut sich auf Zeitpunkte, auf Ereignisse, auf Güter. Der Mann blos auf Entwiklungen, auf Werden, auf heitern Fortgang.

---

Sie.

Du tadelst wieder dieß und das, weil du in übler Stimmung bist.

Er.

Nein, Liebe! ich tadle, wenn ich in übler Stimmung bin. Du wirst

einsehen, daß dieß ein großer Unterschied ist.

---

Zwei idioelektrische Menschen stossen einander ab.

---

Die Menschen folgen dem Nothwendigen; der Mensch ist frei.

---

Die schönste Welt kann uns ein einziger spöttischer Blik eines Mephistopheles entleiden.

---

Leute, die im Raths- Exerzier- Hör-Saal sich nicht sehr mannhaft zeigen, sind oft zu Haus die strengsten Herrscher. Dagegen sind oft Feldwölfe — Hauslämmer.

---

Wer seinen Gesichtskreis auch für seinen Wirkungskreis hält, der ist ein Narr.

## Verschiedene Zeit-Anwendung.

Es ist bemerkungswerth, wie man einen Tag oder Abend, wenn ich so sagen darf, so flämisch, oder vegetirend hinbringen, — oder aber mit den eingreiffendsten Interessen ausfüllen kann.

An und für sich ist kein Tag verlohren, an dem man sich seiner, und seines Lebens auf eine behagliche, vollkräftige Art bewußt worden ist; aber es giebt viele Stunden, die zu den identischen gehören; andere, wo man unmerklich in der Lebenstiefe, Lebens-Innigkeit zunimmt, wo die nächstliegenden Interessen sich verstärken, wo man ein besserer Gatte, Vater, Sohn oder Bruder wird; wieder andere, wo man Erfahrungen macht, die man so nur einmal machen kann, um welche man dann wirklich älter, geübter, klarer, kälter, dem Grab näher geworden; und endlich solche, wo man in eine interessante Objektivität hinein- und von ihr aufs kurzweiligste fortgezogen wor-

den ist, welches man stets dem dumpfen Hinbrüten, dem krampfhaften Ausspinnen eines magern Zustandes, der verzehrend nagenden Einsamkeit vorziehen sollte.

So möchte also die Einsamkeit, das Stillleben am besten zu Austiefung unsers Gemüths, unsers Geistes, zu Bequemermachung unserer nächsten Besizthümer angewendet werden; Zerstreuung im Objektiven aber, zur Erholung, Correktion unserer Selbstheit, Sammlung neuer Lebensinteressen, und als nothwendiger Gegensaz des engen Privatdaseyns. Ereignisse endlich, Lagen und Erfahrungen, die gleichsam unser bisheriges Leben abbrechen, mit denen für uns eine neue Periode beginnt, wie wenn an dem Baum ein neuer Trieb sich ansezt, diese können wir zwar nicht leicht selbst herbeiführen, es ist aber räthlich, sie zu suchen, wenn wir unser bisheriges Leben und seine Interessen ziemlich durchgearbeitet und ausgesogen haben. Durch jedes Neue wird zugleich auch alles Alte wieder aufgefrischt.

---

Man sage lange: Armuth schändet nicht! Unwillkührlich glauben wir doch von dem Armen, er habe entweder nicht Kopf genug, um, was doch alle Welt wünscht, in die Classe der begünstigten Erdensöhne zu kommen, oder er sei leichtsinnig, oder sein Herkommen sei von der einen oder der andern Art. Zum wenigsten suchen wir bei ihm nicht die guten Sitten und schönen Kenntnisse der wohlhabenden Classe; deshalb befühlen auch die meisten jeden an sie kommenden zuerst von Seiten seines Wohlstandes.

---

Man gebe den Leuten Gelegenheit, ihr Solo zu spielen, dann wird man sie zu allem willfährig finden.

---

Ich will lieber für eine Last keine Kraft, als für eine Kraft keine Last haben.

---

Dem Lehrling thut man Vorschub, den Gesellen benuzt man, zum Meisterrecht will man nicht gern jemand zulassen, aber der Virtuos findet leicht offne Hände und Herzen.

---

Wer entbehrt, um mitzutheilen, der genießt doppelt.

---

Wir ertragen leichter ein großes Unglük, das uns etwas zu thun giebt, als ein zehnmal kleineres, bei dem wir unthätig seyn müssen.

---

Man sollte sich nicht wundern, daß man oft so vernünftige Sachen träumt, sondern vielmehr darüber, daß es nicht öfter geschieht, da der Geist zu seinem Wirken die äussere Welt eine Zeitlang gar wohl entbehren kann.

---

Das Glük ist viel unpartheyischer als man glaubt.

---

Mache, daß dir immer etwas im Schlaf wächst.

## Vergleichung.

Vergleichung ist eine der reichsten Quellen der Lebens-Verstärkung, aber auf der andern Seite auch der Lebens-Schwächung. Ich möchte viele Erscheinungen aus der Welt des Denkens und Fühlens auf diesen Begriff beziehen.

Wie reich wird eine Erscheinung für uns, wenn wir sie nicht blos an sich, und als das eben so, und nicht anders seyende betrachten, sondern als das, was sie der Idee, der Tendenz, dem Wunsch und Willen nach seyn sollte; was sie geworden wäre, wenn keine heterogenen Weltkräfte sie bei ihrer Verwirklichung gestört hätten; wenn wir die ähnlichen Erscheinungen anderer Zeiten, Nationen, Individuen, Orte rc. damit vergleichen?

Es veredelt sich unser Anschauen, es mildern sich unsere Affekte und Leidenschaften, wenn wir uns auf diese Weise bemühen, das Weben des Weltgeistes zu

ahnden, der all und überall ähnliche Bildungen, vom Sternenheer bis zum Wasser-Staub, von den denkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Nationen bis zu den unbedeutenden Vorfällen einer Familie, mit unerschöpflicher Fülle hervorbringt, einer jeden aber doch den Stempel der Eigenthümlichkeit aufdrükt.

Beim Einzelnen ans Allgemeine zu denken, muß jedoch auch sein Maß finden.

Wie sehr kann man sich den Moment vergellen, wenn man immer vergleichend bemerkt, wie unvollkommen alle Dinge im öffentlichen und Privat-Leben, in der scientivischen und künstlerischen Sphäre gewöhnlich ausfallen; wie fern sie ihrer Normal-Idee, ihrem theoretischen Entwurf, dem Ideal, das das Gemüth davon gutmüthig entworfen hat, bleiben; wenn man immer an die klassischen Zeiten und Orte denkt, oder an die günstigen Zeitpunkte, wo man ähnliches in weit höherer Vollkommenheit gesehen und genossen hat?

Wie beschwerlich werden uns, und sich selbst, Menschen, denen eine solche Verglei-

chungssucht, die Gewohnheit, die unmäßigsten Forderungen zu machen, eigen ist? Vor ihrem Blik verkleinern sich die schönsten Erscheinungen der Gegenwart, und sie erdrücken so zu sagen den Text der Natur und des Lebens durch die Last der Parallel-Stellen.

Eine große Vergleichungswuth scheint auch mehrere geistreichen Männer der neuern Zeit ergriffen zu haben.

Ihnen ist der Sternenhimmel eine gefrorne Musik, oder eine geronnene Mathematik. Mit der Ellipse, der Parabel, Hyperbel und Eiform wird der ganze Generalbaß des Weltall beziffert. Das geheime Weben der Elemente repräsentirt blos die Längen- oder Flächen-Tendenz, alle Geschlechter und Arten der lebendigen und leblosen Wesen werden unter sich parallelisirt, es giebt kein Gebild, das nicht einem andern ähnlich wäre. Das Schönste, Edelste, Lebenslustigste wird auf einen kurzen, magern, leblosen Ausdruk gebracht; die Mythologie schwindet in die dürre Nomenklatur eines Kalenders zusammen, das Buch der

Zeiten wird in der Mitte aufgeschlagen, und die eine Hälfte die reale, die andere die ideale Zeit genannt ꝛc.

Es wäre vielleicht gut, wenn jeder, der diese generalisirende Ansicht nicht durch Genialität und ein tiefes Gemüth zu tragen vermag, lieber sogleich das Resultat aller dieser Vergleichungen in die Hand bekäme: — daß das Weltall das sich in all seinen Bildungen ins Unendliche selbst abspiegelnde sei; wobei dann die Lust und Freude am Individuellen, Charakteristischen, Eigenthümlichen, der Reiz des neuesten frischesten Lebens, die Ehrfurcht vor dem, was nun unter all diesem Aehnlichen das Edlere, Schönere, Vortrefflichere, das Unvergleichliche ist, — keine Gefahr liefe.

Eine Hauptquelle unserer Freuden ist die Vergleichung unsers Lebens in seinem Fortschritt mit ehemaligen Zuständen. Das Gefühl der Entwiklung unsers innern Wesens, und der Erweiterung unsers äußern Zustandes wiegt bei weitem alle stürmischen Freuden auf. Daher der Reiz des Vater-

Orts, wo uns alles an die ahndungsvollen Jugendzeiten erinnert, wo wir in beständiger Vergleichung der Hoffnungen mit den Erfüllungen leben, und — was doch jeder vernünftige Mensch suchen soll —, durch Vergleichung des einst und jezt unsers Privatlebens, und des öffentlichen, von dem jenes getragen wurde, zum möglichst klaren Bewußtseyn unsers eigentlichen Daseyns gelangen.

Die Vergleichung seines Ich mit andern, die dem Thoren viele egoistische Freuden gewährt, schafft dagegen jedem im Uebermaß Strebenden viele heimlichen Leiden.

Wer von uns muß sich nicht anklagen, daß er oft glaubte, ein ganz anderer seyn zu müssen, ein viel besserer, ausgerüstet mit allen Vortrefflichkeiten und Virtuositäten seines Zeitalters? Wer versuchte nicht oft herauszutreten aus den Banden der Nothwendigkeit, aus dem organischen Geflechte seiner Eigenthümlichkeit und seiner äußern Beziehungen?

Es freue sich also jeder wo möglich seiner Lage, die ihn wohl einerseits beengt, andererseits aber, wie keine andere, frei läßt: er achte seine Vorzüge, ohne gegen seine Fehler indulgent zu seyn, er strebe nach dem Möglichen und Thunlichen, indem er die Nothwendigkeit verehrt.

Die höchste und edelste Uebung der Vergleichungsgabe bleibt also ohne Zweifel die rein-philosophische, wo uns das Kleinste ein Bild der Welt, das Geringfügigste interessant wird, und das, was uns bestürzen oder beherrschen will, durch die Macht der Gedanken gebunden, in unsere Gewalt kommt; wo wir in jedem Gebild, in jeder Erscheinung das sich ewig ähnliche Leben erkennen, und doch uns desselben als eines neuesten, lebensfrischen kindlich erfreuen.

---

Wer den Geschäften, Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens die thätige Seite zukehrt, ist sanguinisch, wer die träge — phlegmatisch. Wer der Noth, dem Drang, den Beschränkungen des Daseyns die thä-

tige Seite zukehrt, ist cholerisch; wer die träge — melancholisch.

---

Es fiel mir oft auf, warum man dem einen Freund die Hand giebt, mit ihm Hand in Hand geht, und bei dem andern, vielleicht vertrautern, dieß nicht ohne ein widriges Gefühl thun könnte.

Ich meine bemerkt zu haben, daß sich Freunde, die sich objektiviren, die im Beisammenseyn gegenseitig über einander denken, die Hände nicht geben, wohl aber solche, deren Gutmüthigkeit, deren Interesse an einander oder an dritten Sachen das gegenseitige sich beobachten überwiegt. Auch trifft sichs oft, daß zwar die Seelen sich anziehen, die Körper aber eine Art Scheu vor einander haben; so wie umgekehrt eine gewiße Neigung zu einem Körper mit Abneigung gegen die Seele verbunden seyn kann.

---

Gewiße Dinge und Zustände sind wie die blauen Berge der Ferne; wir haben die ewige Sehnsucht zu ihnen, und sind

wir nun nahe dabei, so finden wir gar nicht, was wir suchten, wir mißkennen sie ganz; kaum entfernen wir uns aber wieder von ihnen, so entsteht die alte Sehnsucht.

Je näher man einem Besiz kommt, desto gebildeter muß man seyn, um sich dessen würdig zu finden.

---

Das Rauchen ist eine so ausgebreitete, für das Volksleben so einflußreiche Gewohnheit, daß einige verlorne Worte darüber wohl hier Plaz finden dürften.

Die Raucher thun sich selbst Unrecht. Man hört oft die passionirtesten behaupten, „es sei das Rauchen nur eine üble Gewohnheit, die ihnen eigentlich kein positives Vergnügen mache, die sich etwa wohl ablegen liesse, und die vernünftiger Weise auch abgelegt werden sollte, eben weil sie keine direkte Lust, und keinen Nutzen gewähre, indem ein rechter Raucher gar nicht mehr wisse, daß er rauche."

Aber sie sollten erkennen, daß, sobald sie die Pfeife anstecken, sie in einen gewißen magischen Kreis treten, der sie von

den feindlichen Mächten des Lebens abschließt, so wie sie mit dem Weglegen der Pfeife der Unendlichkeit des Lebens Preis gegeben sind. Sie sollten das Rauchen als Ruhe im allgemeinen Treiben, als Rhythmus, als Musik, als eine Art Sprache, als eine Thätigkeit, an die sich jede andere, in Gedanken, Wort und That sehr gern anreiht — betrachten, u. s. w.

---

Die Weiber sehen einander stets en detail, z. B. nach den Moden, nach einzelnen Stücken; sie haben demnach selten ein rechtes Urtheil über einander als Ganze.

---

Der Morgen zeigt uns das einfachste W e r d e n des Menschenlebens. Wir sind verstimmt, wenn wir die schöne Frühe verschlafen, weil wir dann sogleich zu den Verwiklungen des G e w o r d e n e n erwachen.

---

Die Liebe hat die Tendenz, sich einem andern Wesen, und dieses sich zur grösten Gestalt zu machen.

---

Man singt, was man nicht hat.

---

Raum ist äußerlich, und wird ein Ort, wenn er innerlich wird; daher dem Zurükkehrenden sein Jugendort so klein vorkömmt, weil er ihm nun ein Raum in größern Räumen ist.

---

Das erste und lezte ist immer — Verständniß der Gegenwart.

---

Der Magen und die Imagination sind die zwei Pole des Lebens.

---

Regentage sind gute Leiter für die Elektrizität, aber desto schlechtere für die Phantasie.

---

Wir sollizitiren lieber für einen Fremden, als für einen Verwandten. Dort erndten wir Dank, hier wird es uns zur Pflicht angerechnet. Jenes bringt uns Ehre, heißt verdienstlich, dieses gehört zur Bettelei. Aber eben deshalb ist gerade dieses verdienstlicher als jenes, weil es uns mehr Ueberwindung kostet.

# Hoffnung.

Die meisten Menschen sehen die Hoffnung für einen Schatten an; nur der wirkliche Genuß, das Eintreffen des Gehofften hat für sie einen Körper. Summt uns nicht täglich die laute Klage der sentimentalen Herzen entgegen, das Leben bestehe größtentheils aus unerfüllt bleibenden Hoffnungen und Erwartungen, und reife auch endlich einer der tausend Blüthenträume, so sterbe er auch sogleich wieder im Moment des Genusses!

Sollten diese Klagen nicht ungerecht seyn? Sollten wir wirklich, wenn von dem Werth des Lebens die Rede ist, nichts in die Wagschale legen dürfen, als den handgreiflichen Besiz und Genuß?

Man kann mit Recht fragen, ob denn der Genuß nicht schon da anfange, wo ein Gegenstand mit unserm Gemüth, mit unserm Verlangen nach Annäherung in die leiseste Beziehung tritt? Nicht einfach nur

soll unser Genuß seyn, sondern desto vielfacher, je mehr wir ihm Berührungs-Punkte darzubieten vermögen; wachsen soll er vom ersten Anspinnen mit den zartesten Fäden unsers Gemüths, bis zu dem innigsten Verein, gleichsam vom schüchternsten Augen-Blicken bis zum heissesten Umarmen, mit jedem Schritt der Annäherung ein anderer, und andere Bande unsers Wesens lösend.

Wer läugnet, daß der ersehnte Gegenstand meistens im Genuß für uns seinen Tod findet; nicht als hätte er nur in diesem flüchtigen Moment uns gelebt, nein, sondern weil er nun seine Lebensbahn, seinen Tagkreis in unserm Sinn und Herz beschrieben hat; und nur wenige Güter sind es, die für uns etwas unerschöpfliches, unergründliches an sich tragen, und an die uns ein täglich sich erneuerndes Bedürfniß und Verlangen kettet. Statt also mehr Realität vom Leben zu verlangen, sollten wir im Gegentheil unser Bestes noch mehr in den Prospekt legen, und statt auf den Kern des Genusses zuzueilen, so lang als möglich in der schönen phantastischen At-

mosphäre desselben zu bleiben suchen. Jener ist sehr oft nur ein nothwendiges Uebel, und es wäre wünschenswerther, in der Asymtote unendlicher Annäherung verharren zu können, als die Tangente des Erlangens betreten zu müssen.

Daß von so vielen Hoffnungen sich nur wenige realisiren, ist übrigens, abgesehen von unserm Roman-lesenden und spielen wollenden Zeitalter, eben so natürlich, als daß von hundert Blüthen nur zehn Früchte werden, oder daß man von zwanzig Mädchen, in die man verliebt war, nur eine zur Frau nimmt. Hat man sich doch des vollen Blüthenbaumes, und seiner Liebe gefreut.

Auch könnte man sagen, mit vielen Hoffnungen sei oft nur eines gemeint. Es wäre also hauptsächlich darum zu thun, in diesem einen endlich Erlangten den Gegenstand jener mannigfaltigen Hoffnungen wieder zu erkennen, und nicht auf Ithaka, wie auf einem fremden Eiland zu erwachen.

---

Der Mann versteht sich besser auf den Genuß des Lebens, als der Jüngling, aber seine Freuden haben viel weniger Atmosphäre, als die des Jünglings.

---

Setze den Tüchtigsten ausser thätiges Wirken und Mitwirken, so gilt er sogleich in seinen eigenen und anderer Augen nichts mehr.

---

Nichts liebt der Mensch mehr, als identisch fortschreitendes Sammeln, morgen wie heut und gestern, täglich das ähnliche suchen und finden.

---

Ich wüßte nichts schreklicheres, als wenn man mir meine Zukunft voraus sagte.

---

In den wesentlichen Lebensgenüssen sind die Menschen viel weniger auseinander, als man denkt.

---

Eines der schwersten Dinge ist, dem Beispiels von seinesgleichen nicht zu folgen, nicht nach den Formen seiner Zeit, dem Gebrauch seines Standes zu leben.

## Werden und Gewordenes.

Wir thun allem Werden Vorschub, dagegen wollen wir das Gewordene nicht anerkennen.

Jedermann freut sich des Kindes, und unterstüzt den anstrebenden Jüngling. So bald dieser aber etwas geworden zu seyn glaubt, und nun Hand anlegen will an den fortzuwälzenden Kloz des Lebens, so hat jeder Lust ihn wegzudrängen, oder hart anzulassen.

So steht der Mensch voll Gefühl vor den Blüthen des Baumes, so bald aber Früchte daraus geworden sind, versteinert sein Herz, und er sucht, wie er sie nur zu recht theuern Preisen los wird.

Es wird alle Sorge, Liebe und Mühe auf die Erziehung einer liebenswürdigen Tochter gewendet. Sie ist aber nicht so bald mannbar, so fährt ein böser Geist in die elterlichen Herzen, sie suchen ihr baldmöglichst eine gute Parthie, sei es auch,

daß sie dabei ihr junges Leben vertrauern muß.

So lang der Tempel gebaut wird, sizt alles voll Andacht unter den verbretterten Hallen, wenn das Gewölbe den Schluß-Stein erhalten hat, so läutet der Schlendrian zur Kirche, und die Langeweile fächelt die christliche Gemeinde in Schlaf.

---

Man sieht einem Kind oder Erwachsenen auf den ersten Blik, oder bei der kleinsten Aeusserung an, wie in ihm das Unbewußte, Unschuldige, Gemüthvolle, Weiche, mit dem Bewußten, Anmaßenden, Vordringenden, Erstarrten abgewogen ist. Wo Lezteres überwiegt, da fühlen wir sogleich Opposition, Widerwillen gegen das Wesen.

---

Behandeln nicht viele Menschen das Leben, wie die Affen das Feuer? Sie freuen sich dessen, legen aber kein frisches Holz bei, und jammern dann, wenn es anfängt zu erlöschen.

# Kleines Abentheuer

## auf dem Königssee in Berchtoldsgaden.

Im Oktober 1806.

---

(Da das Reisen ein potenzirtes Leben ist, so wird folgendes kleine Fragment hier wohl seinen Plaz finden.)

---

Der Tag neigte sich schon, als ich durch eine stille waldigte Gegend an den Königs-See kam. Der Wanderer wiegt sich, wenn es ihm wohl ist, in süßen Hoffnungen; so glaubte auch ich am Ufer sogleich jemand zu finden, der mich um ein geringes auf das Schlößchen St. Bartholomä führen würde. Ich täuschte mich aber; es war niemand zu finden, und ich sahe blos einige Kähne unter Schuppen, die in den See hineingebaut sind, angebunden, von den kleinen Wellen sanft geschaukelt. Ich überließ mich jezt der unangenehmen Empfindung, in einer einsamen Gegend rathlos zu

harren, und je größer die Natur um mich her war, desto verlassener fühlte ich mich. Dieß hatte nicht lange gedauert, als ich einige lautscherzende Mädchen durch die Gebüsche kommen hörte. Sie grüßten mich, sahen mich an, und sezten sich mit ein paar kleinen Knaben in einen von den Kähnen. Ich fragte, wo sie hinschiffen: „Zu unserm Vieh an den Hintersee, erwiederten sie. Ich bat sie, mich doch mitzunehmen, entweder an ihren Bestimmungsort, oder wenigstens bis St. Bartholomä. Sie willigten gern ein. Die Jüngere davon schien nie aus diesen Thälern gekommen zu seyn, die andere war schon einige Zeit in Salzburg bei Verwandten gewesen, und tadelte jene, daß sie mich duzte.

Ich ließ mir von ihnen erzählen, wie sie ihre Zeit am Hintersee zubringen würden. Sie wollten die Nacht hindurch mit den Sennen und andern jungen Leuten beiderlei Geschlechts, die ebenfalls ihr Vieh abholten, sich lustig machen, sodann am folgenden Mittag zurükkehren. Da ich gern einem Sennhirtenfest beigewohnt hätte, so

drang ich in sie, mich dahin mitzunehmen, ich versprach, sie in nichts zu stören. Von Anfang schienen sie nicht dagegen, als unser Kahn sich aber dem Vorland, worauf das Schlöschen St. Bartholomä in stiller Einsamkeit steht, näherte, so stellten sie mir vor, die Nacht werde kalt, ich finde kein Bett, keine warme Speise, und vielleicht auch an ihren Freuden keine Unterterhaltung.

Nicht sowohl dieß, als vielmehr der Gedanke, daß es ihre Liebhaber, oder wer ihrer am Hintersee wartete, vor den Kopf stossen könnte, wenn diese Mädchen einen jungen Mann mitbrächten, bestimmte mich bei St. Bartholomä mich aussetzen zu lassen.

Sie schieden treuherzig, und versprachen, am andern Tag mich wieder abzuholen. Denn anders, als zu Schiff, konnte ich nicht zurükkehren, da die Waldberge an beiden Seiten sich so steil in den See hinabsenken, daß nur Gemsjäger auf gefährlichen Pfaden hin und her klettern.

Ich gieng um Betläuten auf das Schlöschen zu, das bei schon eingebrochener Dämmerung mir fast eher bezaubert als bezaubernd vorkam. Als ich in die Stube trat, und um ein Nachtlager bat, fragte mich der Hausherr, ob ich die schriftliche Erlaubniß von Salzburg bei mir habe, an diesem Ort zu übernachten. Ich entschuldigte mich mit der Unwissenheit. So darf ich Sie nicht behalten, erwiederte er.

Ich stellte ihm vor, daß ich doch nicht wieder von hier hinweg könne, und auch mit einem Strohlager vorlieb nehmen wolle. Er wars endlich zufrieden.

Während des Abendessens gab ich den Leuten etwas von meinen Schiksalen preis, — was mich hieher geführt, und daß ich nach mehrjähriger Abwesenheit in mein Vaterland zurükzukehren gedenke, — und ließ mir dagegen ihre Lebensweise in dieser einsamen — von der Menschengesellschaft durch unwegsame Gebirge und ein gefährliches Wasser abgeschnittenen Gegend schildern.

So wurden wir vertrauter, und das Mißtrauen, das besonders in neuern Zeiten

faſt überall dem Reiſenden entgegen tritt, war gehoben. Die Hausfrau verſprach endlich mir das Strohlager zu erlaſſen, und ein ordentliches Bett anzuweiſen.

Als die Zeit des Schlafengehens kam, ſagte der Fiſchmeiſter: „Sie werden ſich nicht fürchten, wenn ich ſie auch ganz oben hinauf führe. Wenn ihnen heute Nacht etwas zuſtoſſen ſollte, ſo dürfen ſie blos an der Glocke vor ihrem Fenſter ſchellen.“

Dieß ſtimmte gut mit dem Eindruk zuſammen, den dieſes einſame Gebäude beim erſten Anblik auf mich gemacht hatte. Ich wurde mehrere Treppen hinauf und über einen Gang in eine entlegene Kammer geführt.

Da ich nicht ſchlafen konnte, und mir die Einſamkeit etwas drückend war, ſo ſuchte ich mich mit der Erinnerung an die geſellſchaftlichen Freuden meiner Jugend zu unterhalten. Ich ſtellte mir die hellen Sonntage, die öffentlichen Vergnügungs-Plätze, die Freuden jugendlicher Liebesverhältniſſe vor, und wie ich bei meiner Wiederkehr in

die Heimat manche dieser Töne wieder wekken wollte. So wiegte ich mich ein.

In der Nacht erwachte ich aus einem schweren Traum; auf dem Thürmchen schlugs 2 Uhr. Ich kann nicht läugnen, daß ich tief in die Seele hinab voll Angst war. Es ist sonderbar, was im Hintergrund des Gemüths für Gestalten schlummern, die drohend hervortreten, wenn man einige Zeit lang dem lauten Menschenverkehr entzogen ist. Man kann es nicht gerade Phantome nennen. Wir haben nur alsdann unser Ohr näher an dem Verkehr der Geisterwelt, an den Schreckenskräften der Natur, welche bei der Tageshelle die Geschäftigkeit und der Kleinhandel der Causal-Beziehungen verhüllt und läugnet.

Das fühlte ich wohl, daß mich mein fieberhaftes Blut viel Schrekliches in den Ort, und in meine Lage legen ließ. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich um Hülfe gerufen. Bleiben konnte ich nicht mehr, ich mußte mich durch eine bestimmte Wirklichkeit korrigiren und wiederfinden. Ich gieng hinaus, und den Gang entlang.

Eine weibliche Stimme aus einer nahen Kammer rief mir zu, was ich suche. Ich tappte hin, und öfnete die Thüre. Das Mädchen erschrak. Ich beruhigte sie aber und versprach, ihr nichts zu Leide zu thun, sie möchte nur erlauben, daß ich mich an ihr Bett setzen dürfte, um mich von einem Schrecken zu erholen, den ich so eben gehabt.

Es war das Mädchen, das bei der Familie des Fischmeisters sich seit einiger Zeit auf Besuch befand, und das sich gestern um die Kinder recht emsig bemüht hatte. Ich weiß nicht, war es Zutrauen oder Angst, oder sonst etwas, was da machte, daß sie mich nicht fortwies.

So, halb angekleidet, an ihr Bett gelehnt, entschlummerte ich nach einigen Gesprächen, und erwachte erst, als schon der Tag graute. Weil ich mich noch ermüdet fühlte, so gieng ich, nachdem ich dem Kind mit einem Kuß gedankt hatte, wieder in meine Kammer, die nun ganz freundlich und von den nächtlichen Gestalten gereinigt aussah.

Das Mädchen, wirklich eine recht hübsche, aufkeimende Natur, lächelte beim ersten Zusammentreffen, als sie mir das Frühstük brachte, mit einem gewißen Stolz. Die sonderbare Beziehung, in der sie mit einem jungen Mann gestanden, in der sich beide brav gehalten hatten, kizelte sie; sie bewahrte ein kleines Geheimniß, das ihr keine Schande machte. Auch ich fühlte mich nach diesem kleinen Abentheuer viel vertrauter mit dieser einsamen Gegend, und hatte nun Lust, die sogenannte Eiskapelle, die mir kaum eine Viertelstunde entfernt schien, zu besuchen.

Das Gebirge des 7000 Fuß hohen, und auch den Sommer hindurch mit Gletschern und großen Schneefeldern belasteten Wazmanns bildet hier eine Schlucht, zu deren beiden Seiten die gräulich zerrissenen Felswände unermeßlich hoch fast ganz senkrecht abgeschnitten sind. Der Fischmeister gab mir einen Purschen mit, wir nahmen Alpstöcke, und stiegen mit lebhaften Schritten dem Eisflek zu. Aber wir brauchten wohl fünfmal länger als ich dachte, bis

wir an das Ende der furchtbaren kaltfeuchten Felsenschlucht gelangten.

Es scheint alles so nahe, weil die horizontalen Entfernungen gar kein Verhältniß haben zu der einfachen Größe der perpendikularen Gebirgs-Massen. Wir befanden uns nun in der schauerlichsten Oede, wo Felsenblöcke, Gesträuche, Baumstrünke und Schutt verworren durcheinander lagen. Ich gieng unter das Eisgewölbe, durch welches ein Wasser hervorrieselt, wohl zwanzig Schritte hinein; die kalte Luft und der Gedanke an die Möglichkeit des Einstürzens trieben mich aber bald wieder hervor. Das Eisfeld zieht sich an der hintern Seite des Wazmanns hinauf, und mag immer einen Umfang von einer Viertelstunde haben, welches freilich niemand glauben wird, der es das erstemal in einiger Entfernung erblikt. Mein Führer hatte mir Hoffnung gemacht, daß wir in der Nähe des Eisfeldes Gemsen antreffen würden, wir machten deswegen im Hinweg so wenig als möglich Geräusch. Es zeigte sich aber kein lebendes Wesen. Den Rükweg legten wir, weil

er sich herabsenkt, in der halben Zeit zurük, indem wir mit Hülfe unserer Alpstöcke über Felsen und Baumstämme sezten.

Kaum war ich von dem Ausfluge zurük, und hatte mich etwas erquikt, als zwei Gemsjäger mit einer Gemse, die sie gestern Abend erlegt hatten, ans Seeufer kamen. Es ist einem sonderbar, wenn man ein Thier, das seit Raffs Naturgeschichte zu unserer Phantasiewelt gehörte, nun endlich wirklich sieht. Die Gemsjäger bezeichneten mir die Gegend, wo sie das Wild geschossen hatten. Es war mir interessant aus dem Mund dieser wilden Natursöhne dasjenige bestätigt zu hören, was ich bisher über die Gefahren der Gemsenjagd gelesen hatte; ihren Aeusserungen nach müssen die Begierden und leidenschaftlichen Gefühle bei dieser Jagd denen beim Hasardspiel sehr nahe verwandt seyn.

Ich fragte den Fischmeister nach der Lage und Entfernung des Hintersees, von wo nun die schönen Hirtinnen bald zurükkehren, und mich abholen sollten.

Auf dem Weg dahin, nicht gar fern am jenseitigen Ufer, oben um die Felsecke sollte ein Wasserfall herabstürzen. Diese Nachricht veranlaßte mich, am Ufer einen Kahn (es sind blos ausgehauene Bäume) loszubinden, und zu versuchen, ob ich nicht das Ruder handhaben und die bezeichnete Stelle erreichen könne. Ich hatte zuvor wohl im Allgemeinen die Breite des Sees betrachtet; aber, — wie es zu gehen pflegt —, man lernt eine Sphäre erst genauer kennen, wenn man anfängt sich in ihr etwas zu schaffen zu machen, oder sie beherrschen zu wollen. Kaum hatte ich einige Minuten mit Anstrengung gerudert, und das Ufer, jedoch wie alle schlechten Seefahrer, nicht zu weit, verlassen, so entstand in meinem Aug plözlich ein ganz anderer Maasstab für die Breite der Wasserfläche. Ich bemerkte nun erst, wie klein mir ein Haus, das am jenseitigen Ufer stand, erschien.

Ich that in Gedanken die Gebirge hinweg, und wo irgend der See ein Vorland hatte, das dachte ich mir als Stük einer flachen Gegend. Jezt konnte ich merken,

wie sehr aufgethürmte Gebirge über die waagrechte Entfernung täuschen. Ich ruderte noch eine Viertelstunde, als aber weder der Wasserfall, noch die Kähne mit den Hirtinnen erscheinen wollten, wendete ich, aus Furcht der See möchte bei etwa sich erhebendem Wind höhere Wellen werfen, mein Fahrzeug um.

Als ich, nach genossenem Mittagmahl, wieder ans Seeufer gieng, bemerkte ich, daß in ziemlicher Entfernung, und näher dem jenseitigen Ufer, einige Kähne fuhren; ich konnte, weil der See dort gerade besonders beleuchtet war, das Vieh darauf entdecken, und mußte vermuthen, daß es die ungetreuen Hirtinnen seyn möchten, die mich nun hier, von wo kein Pfad zurükführte, sitzen liessen. Ich klagte meinen Unstern dem Fischmeister, welcher mir tröstend sagte, daß in einiger Zeit die beiden Gemsjäger mit ihrem Fang abfahren, und mich gern mitnehmen würden. Dieß geschah auch. Ich nahm Abschied von meinem gastfreundlichen Wirth, drükte auch dem Mädchen, das die Schrecken der Nacht

von mir gescheucht hatte, herzhaft die Hand, daß sie über und über roth ward, und verließ, — mich den rauhen Gemsjägern und einem ausgehöhlten Baum anvertrauend, das einsame Vorland, worauf St. Bartholomä liegt.

In einem Stündchen waren wir an der Stelle des jenseitigen Ufers, wo durch eine Felsenschlucht ein kleiner Wasserfall herunterstürzt. Es sind einige Anlagen dabei, welche mit der Wildheit der Natur einen angenehmen Contrast machen. Wie gern weilt man hier unter den Spuren ordnender Menschenhand ein halbes Stündchen!

Ich sah, daß es dem Menschen bei Natur-Verschönerungen, wie anderwärts, am besten gelingt, wenn er nicht sowohl neu schafft, als vielmehr nur reinigt, aufhilft, bemerkbar macht, vereinigt.

---

Bei einem nächtlichen Wandel durch die Straßen drang sich mir die Reflexion auf, wie oft eine dünne Wand Menschen und Familien scheidet, die das heterogenste Leben bearbeiten und fühlen, die nicht die

entfernteste Ahndung von ihrem gegenseitigen Streben haben; Himmelswonne und Höllenqualen trennt vielleicht eine Tapeten-Thür; das sublimste Denken des ersten Geistes seiner Nation und das geistlose Manipuliren eines Handwerkers, der verfeinertste Kunstgenuß und ein troknes Abend-Brod sind oft die nächsten Wandnachbarn.

---

Resignation, Entbehrung versezt uns oft in einen Zustand der Ruhe, und in ein Gleichgewicht mit dem gewünschten Gegenstand, in das wir durch den Genuß selbst nicht gekommen wären. Die größere Hälfte desselben fällt nun in die Phantasie, wir freuen uns seiner Atmosphäre, statt daß beim Genuß uns sogleich der trockene Kern naht.

---

Wer immer auf Einem Standpunkt spricht, z. B. stets nur Worte des Verstandes, der wird uns bald langweilig, endlich unausstehlich. Der Gemüthvolle wechselt, wie es die Sache giebt, den verständigen, vernünftigen, religiösen Standpunkt.

# II.

# Aus dem Gebiet
# der
# Erziehung.

## „Die jüngsten Kinder meiner Laune.“

Die meisten Väter von Kindern, wenn sie zugleich Väter von Büchern sind, werden sich auf die leztern mehr zu gut thun, als auf die erstern. Wenn aber nicht wirklich ihre Bücher besser sind, als ihre Kinder, wie sich der Fall wohl häufig treffen könnte, so thun sie meiner Meinung nach hieran sehr Unrecht.

Ich setze voraus, daß man nicht bei dem bloßen Akt der Erzeugung stehen bleibt, als welcher freilich bei geistigen Kindern mit mehr Umständen verknüpft zu seyn pflegt, als bei leiblichen, sondern ich verlange, daß man bei der Vergleichung auch das Horazische: nonum prematur in annum mit in die Rechnung nehme, und also ein Buch, an dem man neun Jahre gefeilt

hat, mit einem Kind von ebensoviel Jahren vergleiche.

Ich frage Autoren, die zugleich Väter sind, ob sie nicht, um ein Buch zu schreiben, zuweilen blos eine einseitige Fertigkeit, eine durch bloßen Fleiß errungene Gelehrsamkeit, ein gutes Gedächtniß, oder gar nur 9 oder 99 andere Bücher zu Hülf nahmen, um das 10te oder 100ste zu machen.

Wie wenig sind der Schriften, aus welchen das Gemüth, die Seele des Verfassers, nach Göthes Ausdruk, wie aus hellen Augen sieht?

Wie viele Schriften sind blos das Werk solcher Stunden, in denen sich der Verfasser vom Leben abgewendet, und vielleicht um trokne, todte Verhältnisse, um unerfreuliche Ausspinnung irgend einer Einzelnheit bemüht hat.

Wie ganz anders muß sich aber der nämliche Mann gegen sein Kind verhalten? Muß er nicht in jedem Moment ein ganzer Mensch seyn? Muß er nicht all seine Lebenswärme und Liebe, seine Weisheit

und Geduld aufbieten, um seinem Kind sein Ebenbild einzudrücken. Was hälfe ihm Verstellung oder Täuschung, und wie könnte er seinem Kind gegenüber besser scheinen, als er ist?

Wie mancher Autor ist noch viel gelehrter als sein Buch, und hat doch als Vater nicht genug gelernt, um die einfachsten Fragen seines Kindes zu beantworten, z. B. was denn die Sonne, der Stein, das Licht sei.

Was ist endlich ein Autor, der das Publikum mit irgend einer Gabe aus der Sphäre der Wissenschaft, Kunst, Technik ꝛc. beschenkt hat, gegen einen Vater, der in sein Kind die Keime von Religion und Sittlichkeit, von Weisheit und Verstand, von Fleiß, Ordnung, Takt, Reinlichkeit, niedergelegt, und die in demselben streitenden Triebe, Neigungen und Affekte unter sich in Harmonie gebracht hat? Muß er nicht, wenn ihm sein Kind keine Schande machen soll, abwechselnd ein Jugendschriftsteller, Volksdichter, Rhapsode, Bänkelsän-

ger, Schauspieler, Tanz= Plaisir= und Zuchtmeister seyn? ꝛc.

---

Jüngling! der du dich mit kaltem Magen in der Natur frostig umtreibst, und nach Gedanken und Gefühlen haschest, sitze mit ein paar Freunden zu einem guten Trunk und Bissen zusammen, und lies mit ihnen einen gediegenen Alten!

---

Der Tag erscheine dem Kind nie anders, als unter der Form der Tagesordnung.

---

Es wäre gut, wenn wir alle, ohne Carthäuser zu seyn, doch eine Art Ordensregel hätten, eine gebundene Form des Daseyns. Diese ist besonders für junge Leute sehr heilsam. Sie kommen oft an tausend gute Dinge nicht, weil sie nicht müssen. Ueberhaupt würde man sich viel mehr berühren, wenn man gleichförmiger lebte.

# Die Halbreifen.

Knaben und Mädchen vor dem Eintritt des Geschlechtstriebs zeigen sich uns oft als widrige, ja mitunter als unausstehliche Wesen; sie kommen dadurch, daß sie die darniedergehaltnen, die gehorchenden seyn müssen, leicht zur Naseweißheit; denn sie verstehen das Leben nicht, und haben wohl eher ein Bild von seinen großen Massen, als von der Behandlung des Details, und wie aus dessen mannigfachen Verbindungen das Große entsteht. Sie sind in Opposition mit den Erwachsenen, die ein viel unbeschränkteres Recht zu den Genüssen des Lebens zu haben scheinen; sie fahnden auf deren Schwächen, und sind voll Altklugheit und vorschnellen Wesens.

Ganz umgewendet und gleichsam umgestülpt nun werden sie, wenn sie anfangen zu lieben; das Leben, das sie bisher wie ein Panorama angafften, geht nun in ihnen selbst auf, durch sie hindurch; sie müssen

alle jene Forderungen nun an sich selbst machen; sie lernen jezt einsehen, was es heißt, den Trieb mit der Vernunft, mit der Pflicht vereinigen, sie werden mild, und fangen an, das Leben von dieser, ja man darf sagen, von seiner wahren Seite zu begreifen, weil sie in die hier waltenden Tendenzen eingetreten sind. Wenn sie in der vorigen Epoche durch ihre Kälte und Zwitterhaftigkeit zwischen Kind und Jüngling oder Jungfrau oft unausstehlich gewesen sind, so kommt ihnen jezt das Gemüth wieder zurük, sie werden besonnen und tractabel.

---

Alle Gestalten unter Lebensgröße vergißt man leicht wieder. Für das Kind haben auch seine Puppe, seine Bilder schon Lebensgröße. Man bringe alles unter dem gröstmöglichen Augwinkel vor den Sinn des Kindes, mache daß sein Gemüth es bezeichne, dann haftet es in seiner Seele.

## Beschränkungen.

Wir jammern oft über Beschränkungen in unserer Ausbildung, wir machen uns Vorwürfe wegen verlohrner Zeit ꝛc. aber andererseits hängen gewiß unsere Vorzüge und Virtuositäten mehr als man gewöhnlich denkt und gewißermaßen durch eine organische Nothwendigkeit mit unsern Beschränkungen, ja mit unsern Fehlern zusammen.

Was uns gelingt, wenn wir uns aus engen, dumpfen, fehlerhaften, unwürdigen Zuständen herausringen, wenn wir gegen widrige, feindliche ankämpfen, das gelänge uns nicht immer auch im Zustand der Ruhe und des zufriedenen, behaglichen Daseyns. Jeder Lichtprozeß ist mit besondern Phänomenen begleitet, die ausserdem nicht stattfinden. Sollten wir aber deswegen Fehler und Beschränkungen suchen, oder auch nur indolenter gegen sie seyn? Mit nichten! Eben das Herausringen aus den Verwor-

renheiten, die im Leben eines jeden zahlreich genug sich finden, ists. um was es sich spricht. Man kann hiebei an die Farben denken, die nach Göthe Randerscheinungen sind, und aus einer Begegnung von Licht und Schatten entspringen. Es soll sich jeder bemühen, den unvertilgbaren schwarzen Strich in seinem Wesen durch prismatische Kunst in einen Regenbogen-Streifen zu verwandeln.

---

Man sollte die Maxime „der Lehrling trägt an nichts schwer," nicht so leichtsinnig aussprechen, und so in den Tag hinein befolgen. Man trägt an manchem Wissen sehr schwer, und wenn es viele giebt, die dadurch in Verlegenheit kommen, daß sie was rechtes zu lernen versäumten, so sind deren gewiß nicht weniger, die dadurch zu Halbnarren werden, daß sie etwas lernten, was in den Umfang ihres Lebens und Wirkens nicht paßt.

Man sollte dem Kind nicht frühzeitig die Rükseite der Welt zeigen. Es halte seine Eltern, Lehrer, Freunde, Verwandten, Obern, die berühmten Männer so lange als möglich für groß und gut. Es seyen ihm colossale Gestalten, ehrwürdige Vorbilder. Nur zu bald wird das junge Gemüth vom Leben klug, vorsichtig, ja sogar mißtrauisch, verstellt, lügnerisch gemacht. Von den Sachen gilt das nemliche; man richte den Sinn des Kindes auf das Große, das Bleibende, das tief unter dem unwahren, lügnerischen, feindseligen Getriebe fortwebende Wahre und Gute; man zeige ihm die Welt nicht als die kalte, schlechte. Kann man das Böse nicht länger vor ihm verbergen, so lasse man es in einer gewissen symbolischen Gestalt anschauen, wozu die heiligen Schriften am besten die Hand reichen; man halte Gutes und Schlechtes wie Himmel und Hölle auseinander, wie Reich Gottes und Welt. Die Religion bewahre ihm so lang als möglich diese schroffen Gegensätze; so nähre man es mit der Bibel und den Alten; die hö-

here Welt mache man ihm so phantasiereich als möglich, und in der wirklichen bilde man es so fertig; geübt, emsig, häuslich, praktisch, und ordnungsliebend, als man kann.

---

Man frage nicht immer nur, wer hat ihn erzogen, sondern auch, was hat ihn erzogen?

---

Mit einer phantastischen Welt im Hintergrund sind Kinder und Erwachsene viel leichter bei guter Laune und manierlich zu erhalten, als mit den besten Vernunft-Gründen.

---

Der Culminationspunkt des Lebens tritt bey jedem Menschen dann ein, wenn er über die wesentlichsten Lebensverhältnisse nach seiner Weise endlich ins Klare gekommen ist.

Die gemeinen Naturen sind dann fertig; an neues Streben, an eine weitere Ausbreitung ihres Lebensbaumes ist nicht mehr zu denken. Morgen wie heut und gestern!

## Der Erziehungs-Ort.

Nicht nur der Erzieher und sein Unterricht und Beispiel erziehen, sondern insbesondere auch der Ort, wo erzogen wird. Wie viel hängt denn ab, ob der Zögling, wie Agathon, in den heiligen Hallen eines Tempels aufwächst, oder in dem Marktgewühl einer Handelsstadt; im Angesicht der hohen Alpen, auf der Einförmigkeit einer Sand-Ebene, oder in dem stillen Winkel eines Thales?

Wenn es bei der Erziehung darum zu thun ist, daß der Geist des Zöglings die unendlichen Mannigfaltigkeiten des natürlichen, bürgerlichen und wissenschaftlichen Lebens auf große einfache Anschauungen beziehe, so ist gewiß hiezu ein Aufenthalt, der selbst einfach große, und durch eine historische Tiefe ehrwürdige Massen darstellt, am besten geeignet; er gleicht einem Instrument, das durch einen guten Resonanz die Besaitung unterstüzt, und weil

wir auch noch im Alter alles mehr oder weniger auf unsere Jugendjahre beziehen, so sind die in dieser Zeit erhaltnen Eindrücke von der höchsten Wichtigkeit. Da alle Extreme dem Menschen, wenn er nicht durch sein Leben einen einseitigen Begriff, sondern überhaupt ein reinmenschliches Daseyn realisiren soll, schädlich sind, so sollte man, wenn von der Wahl eines Erziehungsortes die Frage ist, die zu große Einsamkeit und eben so, ja noch mehr die Orte voll unruhigen Gewühls vermeiden, und einen solchen wählen, wo sich ein reges Leben auf einfache, würdige Interessen des Menschen bezieht.

Wer an der Anschauung eines großen städtischen Gemeinwesens aufwächst, der muß sich in seinem ganzen Leben von jedem andern unterscheiden, der die Formen einer Respublika, einer Stadt, und ihrer kirchlichen, politischen und commerziellen Verfassung nur durch Unterricht und Bücher lernt.

Ja, man könnte sagen, der Mensch repräsentire mehr oder weniger seinen Ge-

burtsort, seine Stadt, und ihr lebendiges Wesen sei seines.

Es sind in einer ehrwürdigen Stadt vorzüglich zu bemerken die alterthümlichen Massen, um welche her sich erst die Wohnungen der Bürger gelagert haben. Es sind die Vesten, die Klöster, die Schlösser, die Kirchen, die Balleyen, die öffentlichen Anstalten, die dem Kind groß, ahndungsvoll, unbegriffen, ehrwürdig, ernst vor Augen stehen, und einen schäzbaren Reichthum von Ideen gewähren; Sie sind die Hauptsysteme dieses organischen Leibes, und das Kind ist schon um deswillen reicher an phantastischen Besizthümern, weil ihm diese Gegenstände so lebendig, so unüberschwinglich sind, die dem Mann oft so gleichgültig, so todt erscheinen. Hat nicht ferner in einer Stadt jede Straße, jeder Plaz, jeder Thurm, Bronnen rc., eine bestimmte eigenthümliche und tiefe Beziehung zu dem Kind? Man nehme einmal einen Prospekt, einen Grundriß seiner Vaterstadt in die Hand, man erinnere sich seiner Kinderjahre, und wie man damals alle diese Gegenstände nach ihrer

charakteristischen Verschiedenheit betrachtet, gefühlt, genossen, gelebt hat.

Was wäre erst von den Volksfesten zu sagen, wo die junge Seele gewöhnlich in einem Meer von Wonne schwimmt?

So wird nun dem Jüngling die Idee des Gemeinwesens, der Kirche, des Staates durch diese verschiedenen organischen Glieder zu Theil; Die größte Anschauung, der ein Menschengeist fähig ist, wird ihm im Verlauf der Jahre eigen, und er ist fähig, das Schönste und Höchste, was das Alterthum uns überliefert hat, zu genießen, und mit Hülfe des Maasstabes, den er besizt, zu begreifen.

Schön geformte Berge, die sich in die Ebene verlieren, geben das heiterste Bild der Cultur, und wenn sie Schweiß und Mühe nicht verbergen, so vervielfältigen sie auch den Ruf der Freude und des Genusses. Ein Fluß ist ein unschäzbarer Leiter vieler Kenntnisse, Ideen und Gefühle, und wie er die Unsaubarkeiten der Anwohner mit sich fortnimmt, und ihnen frische Luft zuführt, so wirkt er auch gewissermaßen im

moralischen und intellektuellen reinigend, befreiend.

Sich durchkreuzende Straßen sind eben so viele sich schneidende Linien des politischen und staatswirthschaftlichen Lebens, durch welche man, so wie durch einen Fluß mit dem fernsten in auffallend nahen und lebendigen Rapport kommt.

Wie erhebend wirkt nicht der Anblik der fernen Alpen auf das Gemüth, und man darf wohl sagen, daß alle diejenigen Gegenden, denen jener Anblick nicht vergönnt ist, einer großen Leitidee nach Italien, dem Land der Kunst und unserer Sehnsucht, ja nach der Welt des Südens überhaupt, und mittelbar auch des Orients entbehren.

Der Aufenthalt in einem schönen Seehafen gewährt aber endlich alles, was auf den Geist und das Gemüth erweckend, erhebend, und mannigfach bildend wirken kann, und seine amphibische Natur macht den Menschen zum Vertrauten der Erd- und Wassergötter. In einem Seehafen ist man jedem Theil der Erde, und den wichtigsten Ereignissen der Geschichte näher, und wenn

ein kürzerer oder längerer Aufenthalt an einem solchen Orte auf die Seele des Zöglings höchst wohlthätig wirken muß, so könnte sich auch ein schon halb erstorbenes Gemüth allda zu neuem Leben erfrischen.

---

Die Naivetät des Kindes besteht in einem heitern, klaren Benehmen desselben, in einer Sphäre, von der es nur einen kleinen Horizont übersieht, gleichwohl aber die Gegenstände der ganzen Sphäre in seiner gutmüthigen Unschuld nach dem Maasstab seines kleinen Gesichtskreises behandelt. Seine Unwissenheit in der Neben- und Unterordnung der Dinge, die Unbefangenheit, mit der es die Erscheinungen der Welt nach seinen kleinen einfachen Bedürfnissen ordnet und würdigt, die Täuschung, in der es rücksichtlich der Ueberschätzung seiner eigenen Kraft lebt, bilden oft einen lachenerregenden Contrast mit unserer Ansicht. Drollig wird das Kind dadurch, daß seine Lebendigkeit, seine Laune, seine Grazie beständig am Gebiet der Unbeholfenheit streift.

---

Die meisten, größten und reinsten Freuden des Kindes sind religiöse Freuden.

---

Das werden die tüchtigsten Menschen, die Gelegenheit haben, sich wechselsweise in allen Thätigkeiten, von der körperlichsten bis zur geistigsten zu üben und auszusprechen.

---

Wenn der Jüngling sich etwas aneignet, so geht er als ein anderer daraus hervor, nicht so der Mann, den nicht leicht etwas bedeutend zu verändern vermag.

---

Es ist gut, wenn Kinder recht früh in die poetische Welt, z. B. in ein Kindertheater eingeführt werden, damit sie mit ihrem kleinen Fassungs-Vermögen doch bald ein Ganzes ahnden und anschauen, und nicht das wirkliche Leben nach seinen prosaischen Einzelnheiten aufzufassen anfangen, wozu es noch früh genug kommt.

---

Kränkliche Kinder mögen wohl auch um deswillen geistvoller seyn, als die gesunden, weil sie weniger zerstreut sind; weil

in der Ruhe des Zimmers, des Bettes viel leichter Gedanken sich entwickeln, und unter sich Verbindungen eingehen, als bey dem raschen Lebenswechsel im gesunden Zustand. Endlich weil die Krankheit selbst für sie eine Quelle tieferer Erfahrungen ist, durch die sie einen Maasstab für viele Verhältnisse erhalten, der den gesunden fehlt.

---

Der Unterricht der Alten war thetisch: Loblieder der Voraltern, Helden, Götter ꝛc.; der unsere ist analytisch und synthetisch. Wir spalten, um wieder leimen zu können.

---

Ich fühle mich oft versucht, das Kind in gewisser Hinsicht für vollendet anzusehen. Seine Kräfte, sein Thun und Leiden, sein Haben und Wollen, sein Wissen und Ahnden sind oft so schön abgewogen, daß wir wünschen, es möchte auf dieser Lebensstufe stehen bleiben können; wir Erwachsenen bemühen uns meistens umsonst um solch ein Gleichgewicht.

Wollen wir die Kinder für nicht vollendet ansehen, so sind wir es eben so wenig.

Ist nicht gerade das Schönste, was wir sind und haben, ein noch offenes, unabgeschlossenes, erst auf künftige Vollendung deutendes? Ja ist nicht alles Schöne überhaupt ein solches unabgeschlossenes offenes werden?

---

Wer dir das Facit sagt, dem wirf die Rechnung an Kopf. — Sind aber nicht unsere meisten eingelernten Begriffe und Kenntnisse solche Facit?

---

Menschen bilden! das läßt sich noch machen, aber es wäre Noth, man bildete auch die Umstände.

---

Meistens erzieht die Mutter das Kind, der Vater höchstens die Mutter.

---

Mache den Zögling möglichst oft aus einem bloßen Hörer zum Mitsprecher, oder zum Lehrer selbst. Bloßes Aufmerken ist das schwerste Geschäft, das man dem Kinde, ja selbst dem Erwachsenen zumuthen kann.

---

Erziehung ist wohl zuerst hauptsächlich ein Lösen der Organe, ihrer Funktionen, und also auch der ineinander verschwimmenden Anschauungen.

---

Wir werden mit den Jahren immer achromatischer. Den klaren scharfen Umrissen opfern wir den farbigen ahndungsvollen Nimbus der Gegenstände.

---

Das Kind ahndet die Tiefen der Dinge, weil es selbst noch Tiefen der Seele hat. Beim Erwachsenen sind diese eingezäunt, ausgepfählt, alles Land ist vertheilt, jedes hat seinen Eigenthümer, seine Wirklichkeitsverhältnisse voll Identität. Der Blick des Kindes schweift frey über die Auen des Lebens hin, bis an die blauen Berge, und ahndet nicht die zwischenliegenden Privatrechte, Verträge, Prozesse, den Haß, Neid, Mangel, und die lebenzerstörenden Sorgen.

---

Die meisten Menschen würden, wenigstens im Einzelnen, weiter gelangen, wenn sie früher darüber ins klare kämen, was

die Natur mit ihnen will, was ihre Umgebungen und übrigen Verhältnisse zulassen. Bis sie zu diesem Bewußtseyn gelangen, geht viele Kraft verlohren.

Die meisten tragen sich mit dem Wahn, die Natur habe es auf etwas Bedeutendes mit ihnen abgesehen. Es ist freilich zulezt auch mein Leben, daß ich es so hoch zu verkaufen dachte. Hätte ich frühe die Unmöglichkeit vor mir gesehen, nach Amerika, nach Griechenland oder Italien, ans Meer zu kommen, so hätte ich wahrscheinlich schon als Tertianer weniger nach den geographischen und historischen Stunden gefragt; und wer weiß, ob nicht selbst bey großen Köpfen ihre schönsten Kenntnisse sich an ihre Wünsche und Luftschlösser angeknüpft haben. Diese sind ihnen oft zu Wasser geworden, aber jene sind geblieben, und haben die mannigfaltigsten Früchte getragen.

---

Mit jedem Menschen wächst eine Unruhe auf, die ihn hinaustreibt, ein Trieb, die Gegenstände seiner Sehnsucht, seines Interesse leibhaftig zu schauen, sich an ih-

nen mit allen Lebenskräften zu versuchen, sie zu ergründen, zu beherrschen. Und diese Unruhe stillt sich nicht, bis er seinen Kreis durch die ersehnte Welt beschrieben hat. Je mehr in ihm lag, desto gewaltiger wird er umgetrieben. Er kehrt endlich — nicht befriedigt aber abgekühlt zurük, zuweilen zu einer wunderbar engen Sphäre, die oft mit seiner vorigen im umgekehrten Verhältniß steht.

---

Wer sich an einen Menschen bindet, der rechne darauf, daß derselbe ein Produkt seiner Zeit, seines Volks, seiner Stadt, seines Standes, seiner Familie, seiner angebornen, anerzogenen Gewohnheiten seyn und bleiben werde.

---

Handelnd lernt man am meisten. An das, was der Mensch will, hofft, thut ꝛc., knüpfen sich die wahrsten, gediegensten, unvergeßlichsten Kenntnisse, und jeder hat ein gutes Gedächtniß für das, was ihn interessirt.

# „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens."

Dieser Titel eines bekannten Buchs erzeugte bei mir folgende Reflexion: Das Leben ist so lang, daß sich eine unendliche Menge von Erfahrungen hineindrängen läßt. Der Erfahrne sieht in jedem Moment tiefer, als der Nichterfahrne, und so scheint er in der Lebenserfahrung nach dem Quadrat zu wachsen, und sich immer weiter von dem Nichterfahrnen zu entfernen.

Man kann aber doch fragen, ob denn derjenige, dem die Gelegenheit zu reichen Erfahrungen versagt ist, wirklich um diese Erfahrungen ärmer sey? — ob das Erfahrungen-Sammeln keine Grenzen habe? ob also ein sich so Umtreibender immer dem Nichterfahrnen vorlaufe, und ob der nemliche Mensch, wenn er mehr erfahren könnte, nothwendig größer würde? Die vollständige Lösung dieser Fragen möchte sehr schwierig seyn. Ich versuche blos einige Bestim-

mungen, denen noch manches zu nehmen, und zu geben bleiben möchte:

1. Der mit Ernst Strebende wird sich in sich verstärken, wenn ihm nach aussen zu wachsen versagt ist. Ein solcher kann eigentlich auch durch das ungünstigste Geschik von keiner Sphäre ganz ausgeschlossen werden. Er sammelt in sich Kraft des Anschauens, des Erkennens, der Liebe rc., und früher oder später muß ihm der Gegenstand seines Verlangens begegnen, den er nun mit doppelter Wärme umfaßt.

2. Die Welt, das Leben sind übrigens zu durchbrechen, und jeder Mensch wird nach seiner Art damit fertig, und dieß um so früher, je eher er die Hauptformen des Daseyns durchschaut, umgreift, und die wesentlichen Aufgaben und Räthsel lößt.

3. Es giebt viele Erfahrungen, die wieder gleich einem Nebel aus unserer Seele schwinden, wenn wir nicht in der nemlichen Sphäre fortleben und erfahren.

Tragen nicht hunderte von ihren Reisen so wenig davon, daß es wirklich lächerlich klingt, wenn sie sagen: „Auch ich war da,

auch ich habe es mitgemacht," als hätte das, was sie gesehen und erlebt, ein Verhältniß zu der Unendlichkeit des Landes, der Nation, des Ereignisses, von dem sie reden?

4. Viele Erfahrungen zersplittern, divergiren uns, und thun der Einheit unsers Lebens wehe.

5. Oft ist das noch nicht Erfahrene eine viel mächtigere Potenz in unserer Seele, als das endlich mit Augen Geschaute und Erlebte, und die Erfahrung macht uns ärmer. So sollte man das, was tief genossen seyn will, lieber gar nicht, als unter ungünstigen Constellationen genießen. Man tröste sich bei seiner Sehnsucht nach dem Anblik des Meeres, des Montblanc, der Raphaelischen Logen, der Antiken. Lieber ein blos neblichtes Bild, und die heilige Ehrfurcht für sie, als eine Anschauung, die uns nicht Herz und Auge erfüllt, und in unserm Leben Epoche macht, indem von ihr gleichsam eine neue Bildungsstufe für uns beginnt.

Eine ganze schöne Welt kann uns verdorben werden, wenn wir von der unvor-

theilhaften Seite her zu ihr gelangen; Der Weg zum Schönen muß selbst schön seyn.

6. Die meisten Menschen machen im Ganzen aus ihrem Leben dasjenige, zu was es nach der in sie gelegten Kraft, Bildungs- und Entwicklungsfähigkeit angelegt ist. Dem gemeinsten wie dem geistigsten Leben liegt ein tiefes organisches Gesetz zum Grunde, welchem es so wenig, als den Verhältnissen und Beziehungen gegen seine äußern Umgebungen entfliehen kann.

Es ist zwar bey dem Menschen immer der Wunsch lebendig, bedeutende Reisen, interessante Erfahrungen machen zu dürfen; und die meisten glauben sich bey ihrem gewöhnlichen Leben stets in einem Zustand der Beschränkung, des Bannes zu befinden, wobey sie bedauern, von so vielem Großen und Herrlichen, durch dessen Erlebung sie unfehlbar selbst größer würden, durch ihre Verhältnisse abgeschnitten zu seyn. Es möchte aber nicht rathsam seyn, auf dergleichen Klagen jedesmal zu merken. Denn abgesehen davon, daß das Verlangen, schöne Erfahrungen zu machen, sehr oft nur ein

verhülltes Gelüsten nach Zerstreuung und behaglichen Genüssen ist, so legitimirt sich auch der Mensch nur dadurch zu der Würdigkeit, eine neue reiche Welt von Anschauungen in sich aufzunehmen, daß er seine bisherige genugsam theoretisch-praktisch bearbeitet hat, wobey aber gewisse Gegenstände nun in bloßem Umriß, in theoretischem Entwurf, oder als neblichte, verjüngte Bilder, oder endlich als Aggregate in seiner Seele liegen, so daß es jezt für den gespannten Geist Bedürfniß ist, die lebendige Anschauung, das leibhafte Erleben, die praktische Uebung zu suchen, damit der Umriß einen Körper annehme, der harte Schulbegriff das weiche Leben gewähren lasse, damit die Gestalten eine Haltung und würdige Größe erhalten, und das Zerstreute sich zu gemeinschaftlichem Verkehr zusammenfinde.

7. Die Zeit des Lebens ist beschränkt. Ein Jahr voll Irrfahrten, Genüsse und Leiden kann uns weit von unserm innern Lebensziel abführen, und wir können leicht so viel erfahren, daß wir unser nachheriges

Leben, weil wir es nun um mehr als einen Mittelpunkt zu führen haben, nicht mehr in seinem runden Kreislauf erhalten können, sondern zu Exzentrizitäten genöthiget werden.

Dieß aber sollte jedem vergönnt seyn, möglichst oft erfahrungsreiche Zwischenspiele, als Gegensätze in das gewöhnliche Leben zu verweben.

---

Kinder erinnern uns, wenn wir sie anschauen, ans ganze Leben; was will es mit ihnen? Beym Anblik der Erwachsenen denken wir umgekehrt, was wollen sie mit dem Leben, mit dem unendlich kleinen Lebenstheil, auf den gerade ihr momentanes Streben geht? Daher wird der Anblik eines Kindes leicht rührend, der der Erwachsenen giebt höchstens Gedanken, Reflexionen, oder Affecte.

---

Mit Resultaten ist dem Zögling schlecht geholfen, gieb ihm Daten.

---

## III.

# Aus dem Gebiet der Geschichte, des öffentlichen Lebens.

## Gewalt des Zeitgeistes, der Nothwendigkeit.

Die einen fodern, man soll den Zeitgeist, den Weltgang gewähren lassen, nicht gegen die Nothwendigkeit ankämpfen; die andern meinen, man könne durch den Glauben Berge versetzen. Jenen ist der Zeitgeist etwas objektives; diese fühlen sich in ihm; jene heißen ihn erwägen, diese — ihn bewegen. Es ist klar, daß wenn das eine oder das andere die Ueberzeugung aller oder recht vieler würde, so wäre auch die Ansicht selbst ganz legitimirt, denn sie selbst sind ja eben die Menschheit, an welcher sich Zeitgeist, Weltgeschichte, Nothwendigkeit und Freiheit darstellen.

Wie kommen wir aus diesem Zirkel, der sich dadurch, wie ein Saturnus- oder Allianz-Ring, noch in einen zweiten spaltet,

daß noch andere, wie z. B. Johannes Müller den leztern Grundsaz, daß der Mensch nur wollen dürfe, als Erzieher den sinkenden Nationen zurufen, so daß das Aufnehmen oder Liegenlassen des Zurufs wirklich erst Geschichte, Zeitgeist, Nothwendigkeit oder Freiheit bilden hilft?

Wie wäre es, wenn wir uns so herauszuhelfen suchten:

Was eines Volks, oder auch des Einzelnen Kräften angemessen oder nicht angemessen ist, das müssen sie fühlen und erkennen. Dieses Gefühl, diese Erkenntniß giebt nur das Leben selbst.

Mit was nun eine Nation, ein Verein, oder der Einzelne einen Kampf beginnen kann, in dem muß er so lange keine Nothwendigkeit anerkennen, bis ihn das Leben vom Gegentheil belehrt hat. Nothwendig ist also für mich nur das, mit was ich nach reiflicher Ueberlegung und gewissenhafter Schätzung meiner Kräfte (wer dieß nicht kann, der spreche überhaupt nicht von Freiheit) nicht in Kampf treten kann. Es ist Weisheit, hierüber je eher je lieber ins

Klare zu kommen, um das Nothwendige als solches gewähren zu lassen, und seine Kraft auf dasjenige zu werfen, was sich ihr beugen muß. Heißt dieß alles aber nicht Worte für Worte eintauschen? Bleibt die Frage nicht noch immer stehen? Allerdings, aber ich wollte nur daran erinnern, daß sie ganz im praktischen und concreten versirt, und wenn sie auch im allgemeinen unbeantwortet bleibt, doch im bestimmten Fall von jedem (Gemein- oder Einzeln-) Wesen, dem es darum zu thun ist, gelößt werden kann.

Wir wünschen daß jeder Gegenstand, der uns in der Natur, im Leben und in der Kunst begegnet, die möglichst größte historische Tiefe habe, und wir vermissen sie mit Schmerzen, wo wir sie vergeblich suchten. Das Neue verhält sich gegen ein aus fernen Jahrhunderten herstammendes, wie ein Ton an einem dumpfen Ort, gegen einen Accord, der durch ehrwürdige Tempelhallen fortwogt.

---

Der Mensch will oft nicht, was er doch muß. Er wählte sich gern einen ihm ge-

mäßen Zustand, er entfaltete sich, wäre thätig, schaffte sich eine behagliche Existenz, aber die Zeitumstände leiden es nicht, so werden Tausende wider ihren Willen zu einem beengten Zustand genöthiget.

Es ist bald gesagt: „Wem es rechter Ernst ist, der wird sich entfalten, wird eine harmonische Thätigkeit, wird Brod finden, so wie das Mädchen, das sich tugendlich hält und in die Welt schikt, einen Mann findet.“ Das heißt doch wohl zu viel gefodert; Man kann dem gewöhnlichen Menschen nicht mehr zumuthen, als daß es ihm, wie er nun einmal ist, und durch Geburt, Erziehung und Umstände es wurde, mit seinem Leben Ernst sey, aber einen größern Verstand, eine größere Kraft, als dazu gehört, das Nächstliegende ihm Gemäße zu ergreifen, fodre man nicht von ihm. Gäbe es überwiegend viele Menschen, die auch das Entfernte sich aneignen, auch mit dem ihnen ursprünglich Widrigen sich befassen, und aus Grundsätzen beharrlich darin leben könnten, so wäre die Welt nicht mehr sicher.

# Vom Einfluß der Wissenschaften auf die Nation.

1.

Man unterscheide das gelehrte Wissen von dem Bewußtseyn, das die Nation in ihren verschiedenen Sphären als Gemeinwesen, als Kirche, als Verein zu Künsten, Wissenschaften, Gewerben &c., von sich selbst hat.

2.

Gewiß regiert der Geist, der in jeder Sphäre der Nation lebendig ist, diese Sphäre; Es ist stets das Bewußtseyn, was leitet und ordnet.

3.

Bei aufblühenden Nationen ist alles aus Einem Guß. Die Idee, die das Volk von einem blühenden, entfalteten, behaglichen, würdigen Zustand hat, sucht sich zu realisiren. Das Geistreichste, das Schönste, was es aufbringt, wird hiezu verwendet, und alle Virtuositäten bilden sich in diesem Sinne.

4.

Bei degenerirenden Nationen reissen die Wissenschaften sich los von dem Gesammtleben, und nehmen mehr den Charakter des Bewirkten als des Wirkenden an.

5.

Jemehr eine Nation sich von ihrem Culminationspunkt, vom Gipfel ihrer Blüthe abwärts entfernt, desto mehr gestalten sich die Verhältnisse auf eine mechanische Weise; das Bewußtseyn der Einzelnen sammt und sonders, vom Ganzen wird fast entbehrlich; Die Absicht Weniger regiert, und die Wissenschaften haben das Zusehen. Sie scheinen oft sogar zu steigen, so lang die Nation in beschleunigter Bewegung fällt; aber sie sind eigentlich nicht in der Nation lebendig, sondern nur in einem Stande; die entfernten Verzweigungen des Baumes der Künste und Wissenschaften werden größtentheils besser gewartet, als das Nahe, was eigentlich Noth wäre, und den nächsten Bezug auf die Nation hätte. Es bilden sich Virtuositäten aller Art, wovon jede, zum dienen zu stolz, den Charakter der Herr-

schenden annimmt, das Ganze des Lebens abzuspiegeln versucht, und so doch nichts, als eine Extravaganz wird.

6.

Jezt stellen sich Einflüsse von aussen ein, die der mit Jugendkraft sich eigenthümlich gestaltenden Nation ehemals nicht beykommen konnten. Der Reiz des Ausländischen lokt, und Schlauheit benuzt diese Gelüste zum Verderben der Nation. Man wetteifert mit fremden Nationen, in was zu wetteifern Unvernunft ist; es werden materielle, protensive Tendenzen rege; die Schranken des Alten scheinen dem Verstand zu eng, und alle die dabei zu gewinnen glauben, bieten die leichtfertigen Reformationsmaximen aus, denn es gehört wenig Geist dazu das Ehrwürdige herabzusetzen, und das Neue plausibel darzustellen.

7.

Die Wissenschaften nehmen in sinkender Zeit ihren Flug auch nicht mehr so hoch; wie der Geist die großen National-Heiligthümer anzuschauen erhält, so wird er auch seine wissenschaftlichen Construktionen einrich-

ten, und diese erscheinen wieder mehr als Bewirktes, und nicht als Wirkendes.

8.

Es erscheinen Menschen und Ereignisse, die in sich das Zeitalter repräsentiren, und insbesondere dessen Krankheiten in ihrer vollen Herrlichkeit darstellen. Der Nationalgeist nährt sich nun mit der Anschauung dieser Lebendigkeiten, und nimmt aus ihnen, als wären sie die edelsten Quellen des Denkens, seine höchsten Begriffe.

9.

Der Staat kommt nun immer mehr dahin, mit allen Kräften einem materiellen Ziel zustreben zu müssen, wodurch seine National-Eigenthümlichkeit ohne Schonung aufgeopfert, und der stätige Gang der Entfaltung aller Bildungskeime abgebrochen wird. Was also hier regiert, ist nichts weniger als die Wissenschaft, oder das Bewußtseyn, das die Nation als Verein zu religiösen, künstlerischen, wissenschaftlichen, rechtlichen und wirthschaftlichen Zwecken von sich selbst hat, (denn gegen diese muß oft gegen besser Wissen, wenigstens der Weisen der Nation

gewüthet werden) sondern es sind Absichten, Leidenschaften, Convention, Nachäffung, Noth und Drang.

Ziehen sich nun die Wissenschaften indignirend zurük, und bilden eine Opposition, so äußern sie um so weniger einen durchgreifenden Einfluß aufs Leben, als sie sich, aus Furcht, sich durch dieses zu beflecken, möglichst sublimiren, und in die höhern Regionen fliehen, wodurch sie leicht in Gefahr gerathen, eine Art philosophische Wollüsteley und aesthetischer Luxus zu werden.

10.

Jeder Staat entwickelt sich also nach ehernen Gesetzen; es sind nicht immer die Wissenschaften und der geistigste Theil der Nation, welche entscheidenden Einfluß auf den Lebensgang derselben haben. Die Wissenschaften sind ursprünglich mit dem Bewußtseyn der Nation von ihren höchsten Gütern, Kräften und Interessen — eins; aber im Verlauf der Zeiten trennen sie sich; Das Allgemeingefühl, das wache Selbstbewußtseyn, fängt an zu erlöschen, weil das National-Daseyn mechanisch sich fort zu

erhalten weiß, die Wissenschaften bilden sich als ein eigenthümliches Leben fort, und verzweigen sich in Virtuositäten, sie bemühen sich um Relativitäten, und helfen wohl gar, indem sie diese durchforschen und vors Bewußtseyn bringen, das einfache große Bewußtseyn von dem Selbst der Nation noch mehr schwächen (so wie etwa ein Auge, das mikroscopische Forschungen anstellt, zulezt die großen Licht= und Schattenmassen, den Wechsel der Farben, und den Zauber großer Formen nicht mehr zu genießen vermag). Statt der Phantasie, der Weisheit, der Lebensfreude herrschen nun Absicht, Convention und Noth, und der edlern Wissenschaft bleibt nichts als der Gram, sich mißverstanden, oder wohl gar von Taschenspielern zu Lug und Blendwerk mißbraucht zu sehen.

Johannes Müller war in seinen frühern Jahren Lavatern in seinem Innern ganz opponirt. Diese beiden Männer scheinen auch sich e diametro entgegengesezt zu seyn, und doch drängt sich mir eine Aehnlichkeit ihres Hauptstrebens auf. Johannes Müller

wünschte die Nation nach seinen Ideen vom Staat, Verfassung, Sittlichkeit auf denjenigen Ausdruk zu bringen, auf welchem sie Lavater nach seinen Ideen von Religion und Kirche zu erhalten sich bemühte; Beide trachteten die alten Formen zu beleben und zu erwärmen. Freilich werden es die meisten mit jenem halten, denn wenn von Realisirung gewisser Ideale die Rede ist, so wendet jedermann seinen Blik gern auf die Zukunft, und wähnt sie durch ein kräftiges Handeln herbeiführbar, und wenige lassen sich glauben machen, daß der heilsame Zustand wirklich schon da sey, je nachdem man die Gegenwart anschaue und behandle.

---

Die classischen Zeiten unterscheiden sich besonders auch dadurch von den unsrigen, daß damals der Mensch ohne viel Umwege zu seinem Ziel, seinem Lebensberuf geführt wurde, statt daß wir an unzähligen Versuchen unsere Kraft verschwenden, und durch die Verzweiflung hindurch zu der Bestimmung gelangen, der wir nicht entfliehen können.

Jene hatten aber auch etwas Sichtbares, Gegebenes, die Respublika im Aug, bey uns hegt jeder eine andere unsichtbare Welt in seinem Innern, die er vergebens zu verwirklichen strebt.

---

„Dem Schwindel ergeben seyn," hat im politischen einen umgekehrten Sinn, als im physischen. Wer dem politischen Schwindel ergeben ist, der überspringt die ungeheuersten Klüfte, und stellt sich keck an den Rand der schaurigsten Abgründe.

---

Der Moment ist selten sehr interessant, er kann es aber sogleich werden, so bald nur in uns die freie Leitung zwischen Vergangenheit und Zukunft, deren Zero der Augenblik der Gegenwart ist, sich herstellt. Der Augenblik ist nur ein Punkt, aber es hängt von uns ab, in ihm den Scheitel der interessantesten Lebenswinkel zu finden.

---

Der Mensch weiß nie was Morgen seyn wird, wie seine nächsten Interessen, sein Weib und Kind, seine Besitzthümer, sein

Liebstes ꝛc. sich entwickeln werden. Wie könnte ich es zu der stoischen Abhärtung bringen, daß ich nicht hoffte, und nicht fürchtete!

---

Es wäre nicht gut, wenn die Volksklasse der Bauern in ihrem Leben und ökonomischen Treiben weniger unbiegsam wäre, weniger hartnäckig am Alten klebte. Selbst das augenscheinlich Bessere können sie nicht auf guten Rath, oder auf ein einziges Beispiel hin, sich aneignen. Sie repräsentiren das Unwandelbare, daher sie auch in der ganzen Welt die nemlichen sind. Sie dürfen nicht so leichtsinnig in den Kreislauf eintreten, der die andern Volksklassen ergreift, und verdächtiger Cultur zuführt, wir möchten sonst zuweilen in den Fall kommen, nichts mehr zu essen zu haben.

---

Die Pseudo-Geschichtschreiber meinen, es bleibe immer Geschichte, man möge sie in dem oder jenem Ton, auf dem oder jenem Standpunkt, breit oder verjüngt, erzählen, wenn nur den Begebenheiten selbst keine Ge-

walt geschehe. Als wäre an der Geschichte nichts zu verderben. — Und doch ist gerade nichts seltener, als der richtige Begriff von dem, was denn eigentlich bei den Begebenheiten geschehen ist.

---

So wie manche Eheleute hundertmal sich zanken, hundert Unarten an einander rügen, und sich deshalb noch nicht scheiden lassen, so sollten unsere neuern Staatskünstler auch nicht alles Unebene sogleich ganz wegschaffen, sondern, gleichsam damit verehlicht, es, wenn auch zankend, doch zu würdigen, zu dulden wissen. Eine schlechte Ehe ist doch wohl besser, als eine geschiedene!

---

Die politisch Altglaubigen hängen gern demjenigen Staat an, der ihnen die größte historische Pfahlwurzel zu haben scheint; von dem Freiheitsbaum besorgen sie das Abfaulen und Umstürzen.

---

Staat — Stadt. Ein Land ist das auseinandergezogene Bild einer Stadt.

## Das Schöne und das Gute.

Wir geben zu, daß das Schöne dem Menschen nicht immer zu Gebot stehe, wir schätzen es in Leben und Kunst als eine dankwerthe Gabe des Himmels, wir erfreuen uns seiner als einer flüchtigen Erscheinung, vor und nach welcher das Gemeine, das Gleichgültige, ja das Unschöne und Häßliche sein Recht behauptet.

Ganz anders bezeugen wir uns gegen das Gute, dieses glauben wir von Rechtswegen fodern zu dürfen, und treten deswegen, wo wir nur können, als Hersteller, Verbesserer, Lehrer, Zuchtmeister auf, denn das Gute, glauben wir, müsse über kurz oder lang siegen. Wer ist von dem Vorwurf frey, daß er nicht sehr häufig mit dem Leben unzufrieden sey, und gewiß nicht so oft, weil das gehoffte Schöne nicht eintrat, als weil sich das Gute, das Rechte, das Zwekmäßige nicht realisiren wollte? Für alle Verhältnisse, Anstalten und Sphären haben wir



STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

schon unsere Begriffe, Ansichten, Normen, Ideale, und fast nie will im Kleinen und Großen das Wirkliche sich ihnen fügen. Ist aber nicht das Gute eben auch seiner Natur nach ein Schönes, und der Erfolg einer günstigen Constellation? Der Weltgeist, den wir selten begreifen, braucht die Erscheinungen meistens zu höhern, weitgreifendern Zwecken, als wir glauben und sehen können. Diese möchten wohl nicht auf das, was wir auf menschliche Weise schön und gut nennen, gerichtet seyn, sondern überhaupt auf das Inswerksetzen des Lebens in den größten und herabwärts diesen eingebildeten kleinern Sphären.

Die alten Gesezgeber gaben scharfsinnige, oft witzige oder humoristische Gesetze. Die neuern Staatskünstler — verständige. Jenen war es darum zu thun, daß keine Extravaganz, kein Leichtsinn, keine Frivolität den Begriff des Staats schwäche, herabziehe. Sie dachten bei jedem Gesez an das Bestehen der Verfassung in ihrer individuellen Eigenthümlichkeit; die neuern Gesezgebun-

gen haben mehr das Gedankending — Vernunftstaat — im Auge, mehr den Menschen als den Bürger; auf die Formen kommt ihnen nicht so viel an, als den Alten, da sie zunächst nur an die Sachen denken.

---

Bei den Alten hatten die Dinge mehr einen Affectionswerth, die Neuern ordnen alles gern nach dem bloßen naturhistorischen. Daher der so beliebte Ausdruk, die Quelle von tausend falschen Ansichten: „Der Mensch, das edelste unter den Thieren." Er scheint selbst von einem veredelten Thier herzukommen.

---

A. Sprecht mir doch nicht vom Atheniensischen Volk! Einige Athenienser warens, Helden, Weise, Künstler. Das Volk hatte das Zusehen. Es ist aberall das nemliche; Athen, Paris, Hamburg, Reutlingen!

B. Das will mir nicht ein. Gerade als wenn man sagen wollte, die Saiten am Violon wären alles, die Holzfasern hätten das Zusehen. Nicht also! durch die Saiten tönt der Violon, durch den Violon die Saiten!

---

Nicht dadurch war Athen — Athen, daß jeder Schuster etwas von Staatssachen wußte, sondern daß er um des Staats willen gute Schuhe machte, so wie Perikles um des Staats willen schöne Reden hielt. Der Schuster mag den Staat im allgemeinen auch nicht begreifen, wenn er ihn nur in Bezug auf seine Schuhe im Aug hat.

---

Jeder Begriff hat etwas Unendliches, Unerschöpfliches an sich; so also auch die Begriffe von Recht, Zurechnung, Schuld rc. Könnte man unserer Zeit nicht nachsagen, daß sie diese Begriffe zu fein ausgesponnen, und sich so in Relativitäten verwickelt habe, welche ihre Anwendung erschweren? Je mehr du den Fäden, z. B. in Betreff der Schuld eines Verbrechers, zu ihrem Ursprung nachgehst, destomehr wird er dir schuldlos erscheinen, denn du kommst in das Gebiet der allgemeinen Causalverbindung der Dinge und der Nothwendigkeit aller Erscheinungen der Welt.

---

Ich mag mir gerne das Leben einer Nation als einen Kampf mit feindlichen

Mächten, mit rohen Massen, als ein Formen des noch nicht Geformten, ein Erweitern der Enge, ein Zerstreuen der Finsterniß, ein Bestimmen des Grenzenlosen, ein Erforschen des Unerforschten &c. denken.

---

Man versteht und begreift auch die einfachste Blume nicht vollständig; darüber ist man einig. Sind aber Verfassung, Religion, Kunst und andere Anstalten und Erscheinungen im Kreis der Menschheit nicht auch Blumen, und zwar nicht blos gleichnißweise, sondern wirkliche Gewächse höherer Art? Warum wollen wir nun diese ganz begreifen und durchschauen?

---

Man lege nicht zu viel Gewicht auf die einzelnen und einseitigen Tendenzen, z. B. gewisse literärische &c. die in einem Zeitalter rege sind. Es läßt sie oft bald wieder fallen.

Darauf kömmt mehr an, wie die ganze Nation leben und lieben will, nach was sie strebt, welchem Ziel sie zueilt, ob es ihren Kräften angemessen ist; mögen sich einzelne

Parthieen des Auferweckens von Todten, andere des Aufputzens des Lebendigen freuen.

---

Es gab eine Zeit, wo es Verbrechen war, mehr als fünf Saiten auf die Lyra zu spannen.

Wir Modernen werden täglich saitenreicher. Wir haben nichts Arges daraus, wenn eine Virtuosität, sie heisse wie sie wolle, mit Ernst betrieben, mit Liebe ausgebildet wird, wenn ihr Gegenstand die Seele füllt, und den Bestrebungen anderer nicht im Wege steht. So kann es aber doch nach Verlauf einer Zeit bemerklich werden, daß die Einzelnen rücksichtlich ihrer Beschäftigungen, ihres innern Lebens immer weiter divergiren, sich als Glieder des Ganzen immer weniger berühren, dessen Begriff und angestammte Würde nach und nach sinken lassen.

---

Der Populus soll nicht thun können, was er will, sondern das wollen können, was er thut, und thun muß.

## Disputirsätze über das Sinken der Nationen.

1.

In schlechten Zeiten regieren Absichten, in guten — Zwecke.

2.

Degenerirende Nationen ringen und kämpfen mehr um das anders seyn, als um das besser seyn.

Man sage, was denn oft durch all ihre Anstrengungen und Opfer gewonnen worden sey?

3.

Der Schlendrian ist — ein Vorrücken der Dinge ohne Entfaltung, ein Fortleben ohne neues Leben, ein Abmachen der Gegenwart mit bloßen Formen und Formeln der Vergangenheit.

4.

Mancher Schulknabe weiß jezt Dinge, die ein Aeneas Sylvius rc. nicht gewußt hat; aber Aeneas Sylvius wußte gewiß sehr große und tiefgehende Dinge, die alle

jetzigen Schulknaben zusammengenommen in ihrem ganzen Leben nicht lernen.

5.

Unsere Zeit erzeugt manch' herrliche Töne, aber ihnen fehlt so oft ein Resonanzboden.

6.

Der Verstand, wenn er da regiert, wo das Gemüth regieren sollte, führt dem Tod entgegen; denn ihm ist alles verdächtig, was er nicht beherrscht. Jede kleine Inkonsequenz scheint ihm ins Verderben zu führen. Er glaubt nicht an den Sieg des Lebens, an die ewige Heilkraft der Natur.

7.

Einem sinkenden Volk will nichts gelingen, es ist ihm aber auch mit nichts geholfen.

8.

Man kann die heiligsten Rechte verletzen, wenn man sich den Schein einer höhern Ansicht, eines generelleren Begriffs, eines freiern Standpunkts zu geben weiß.

9.

Wenn in immer Mehrern der Begriff vom Ganzen der Nation verlischt, dann ver-

stehen, berühren sie sich auch wechselsweise immer weniger.

10.

Steigende Menschen und Nationen sind von der schönen Idee der Zukunft und des Erlangens erfüllt, und der Gegenstand einer schönen Hoffnung, eines regen Strebens überglänzt alle andern Lebensgüter; Sinkende vergleichen sich mit dem Bessern aller Zeiten und Länder, und fühlen sich hundertfach unglücklich.

11.

Es giebt schon um deswillen kein öffentliches Leben mehr, weil es keine öffentlichen Besorgnisse mehr giebt, sondern nur Privatsorgen, und diese in solcher Menge, daß kein anderes Gefühl vor ihnen aufkommt.

12.

Oeffentliche Sorgen erhöhen öffentliches und Privat-Vergnügen. Privatsorgen trüben öffentliches und Privat-Vergnügen.

13.

Die erwachsenen Völker leben von den Brosamen, die von der Jugendvölker Tische fallen.

14.

In kraftvollen Zeiten schwebt oben der Geist, unten wohnt ein fröhliches Leben; in sinkenden waltet oben die Absicht, unten der Mechanismus.

15.

Ueber den gesunden Zustand läßt sich viel weniger sagen, als über die Zustände der Krankheit.

16.

Es ist eigentlich immer ein und das nemliche Leben, nur macht die Zeit verschiedene anamorphische Figuren daraus. Bald wird der Kopf enorm groß, bald der Arm, die Faust, dann die Füße dünn, der Leib wie wassersüchtig ꝛc.

17.

Wir erfinden immer mehr Maschinen, und doch werden wir selbst täglich mechanischer. Wir besiegen die Natur, und haben täglich mehr von ihr zu leiden. Wir bemühen uns, immer geistvoller zu werden, und durch Vertheilung der Arbeit werden der geistlosen Beschäftigungen täglich mehr.

18.

Die Zeiten ändern sich so, daß eine Nation dasjenige noch tugendhaft nennt, was in Zeiten strengern Lebens schon Laster und Schande war, oder daß sie dasjenige Laster und Schande nennt, was einst Tugend und Ehre hieß.

19.

Wir können nicht genau wissen, ob wir wirklich klein sind. Wir scheinen noch die alten Sachen und Worte zu haben; es entsteht uns selten ein Zweifel, daß es nicht mehr die nemlichen seyn möchten.

Wenn alles einschrumpft, so gilt dieß auch den Maaßstäben, ja dem Auge selbst.

20.

Nationen und Menschen haben den Hang, das Alte, Lästige, Schadhafte auszumerzen. Erst hintenher, wenn die Freude am Neuen etwas lau geworden, fühlen sie, daß sie ihrer Phantasie ein gewohntes Gut genommen haben.

21.

So wie ein Mensch am herrlichsten erscheint, wenn er an seinem Schiksal arbei-

tet, so sind Völker am schönsten, so lang sie an Wohnplätzen für sich und ihre Gottheiten, an ihrer Verfassung, ihrer Stellung gegen andere Völker arbeiten. Das Fertigseyn ist oft ihr Tod.

22.

Nationen gleichen denjenigen Uhren, die sich selbst aufziehen, wenn sie zuweilen eine kleine Erschütterung erhalten, die aber bald ablaufen, wenn man sie am Nagel ruhig hängen läßt.

23.

So lang bei einer Nation das Naturalien-System herrscht, führt dieselbe ein solides, zähes Leben; tritt das Geld-System ein, so geht der Lebensprozeß schon viel flüchtiger, sanguinischer von statten; kommt es aber endlich zum Papier-System, so geht es an ein Rennen, an eine Leichtfertigkeit, die keine Grenzen kennt.

24.

Man kann jeder Anstalt, die nicht mit der größtmöglichen Oekonomie der Kräfte zu Werk geht, einen baldigen Untergang prophezeien.

25.

Es sollte schwer verpönt seyn, das, was der Sphäre des Großen, Uebersinnlichen, der Verehrung, der Ruhe rc. angehört, — durch Vervielfältigung, Verjüngung, Nachahmung, herabzuziehen.

26.

„Den Bedürfnissen unserer Zeit angemessen," ist meistens ein verdächtiger Ausdruk. Den großen Dingen sollten sich umgekehrt die Zeitbedürfnisse anmessen, und es wird jedermann zugeben, daß obiger Schild viel schöner für gewisse Häuser, als z. B. für Andachtsbücher paßt.

27.

Nur in Begleitung weiser Dinge ist die Weisheit, und es giebt keine andere, als eine lebendige.

28.

Ueber dem persönlichen Bösen schwebt meistens ein sächliches.

29.

Sollten wir nicht bald anfangen unsere sogenannten Reichthümer für Armuth zu halten, und dagegen unsere verkann-

ten Schätze, unsere Mutterpfennige zu würdigen?

30.

Eine Million kann wohl sündigen, (im religiösen Sinn) aber kein Verbrechen begehen (im politischen.)

31.

Warum fodert ihr so dringend, daß die Menschheit im Ganzen fortrücke? Ist es nicht schon genug, daß die einzelnen Staaten fortrücken, und, dem Kinde gleich, ihre schöne Jugend hingeben müssen, um dereinst in Altersschwäche hinzuwelken?

32.

Ein Staat muß, wie ein Mensch, ein Gemeingefühl haben, wozu jedes Organ das seinige beiträgt, und daran Theil nimmt. Nur in so weit ein Staat dieses Gemeingefühl hat, in so weit lebt er.

33.

Wenn in einem Gemeinwesen nicht von Zeit zu Zeit Ereignisse, Handlungen und Erscheinungen vorkommen, die das Ganze angehen, und einen auch jedem Gliede fühlbaren Bezug darauf haben, so verliert das=

selbe sein Selbstbewußtseyn. Nur im Regen und Bewegen wird jedes lebendige Wesen sich seiner bewußt.

34.

Je ärmer die Völker werden, desto mehr fühlen sie Bedürfnisse; so wie derjenige, der wenig Geld hat, immer lüsterner zu seyn pflegt, als der Wohlhabende.

35.

Es sterben mehr Leute Hungers, als man glaubt.

36.

Bei den Klagen über die herabsinkende Zeit sollte die erste die seyn, daß nicht alle vereint klagen. Denn dann müßte man nahe daran seyn, sich auch zu helfen. Die Klagenden sind die Zeit.

Wäre aber troz dem keine Abhülfe denkbar, so muß der Schaden tiefer liegen. Die Mächte des Himmels tragen vielleicht die Schuld davon; Aber dann sollte man nicht klagen, sondern je eher je lieber ernst und ruhig dem Möglichen und Thunlichen nachstreben.

Wir klagen als Vergleichende.

37.

Das Sinken einer Nation drükt auch auf die einzelnen Entfaltungen herab; denn man halte auch die gemeinsten Naturen nicht für so roh, daß sie nicht Theil nähmen an dem fröhlichen Grünen, oder dem traurigen Verfalben des Gemeinwesens. Das Wohlseyn des Einzelnen erhöht sich im allgemeinen Wohlseyn, so wie jeder seinen Privat-Jammer doppelt fühlt, wenn er nicht am Anblik des Ganzen sich stärken und erholen kann.

38.

Wenn wir uns fragen, was denn eigentlich im Ganzen geschieht, wenn Nationen, Staaten, Städte und Gemeinwesen, Anstalten, Gesellschaften ꝛc. nach dem sie ihren Culminationspunkt erreicht, wieder herabsinken, und blos in den Hülsen ehemaliger Kraft und Größe gleichgültig fortleben, so finden wir, daß die Urbilder des Heiligen, Erhabenen, Schönen immer verjüngter werden, ihr Glanz immer mehr erlischt, und an dem, in die ehrwürdigen Orte eindringenden, Tageslicht verfalbt;

daß die Ideen immer wohlfeiler werden; daß der Begriff, den das Ganze von sich haben soll, allgemach entflieht, und in immer weniger Geistern gefunden wird. Die Strenge, wodurch allein die sittlichen, geistigen und künstlerischen Virtuositäten möglich werden, läßt nach; entgegengesezte Lebensformen suchen und vermischen sich buhlerisch; die Individualitäten schleifen ihr scharfes Gepräge ab. Das Bewußtseyn von den verschlungenen Lebensbeziehungen, die Klugheit — wächst, und der Sinn für die großen, einfachen, ursprünglichen Verhältnisse, die Vernunft — wird stumpf. Der Mensch verfolgt seinen Sieg über die Natur, und bildet sich tausend Krücken für seine Bequemlichkeit; so verliert er alles Vertrauen auf sein eigenes Knochengebäude. Es gelüstet ihn viel mehr die Welt zu kennen, als sich selbst, und er denkt auch öfter an ihre Beherrschung, als an seine eigene. Jeder möchte zulezt lieber alles andere seyn, als er selbst, lieber alles andere thun, als das nächste, und das Ganze, das zur Zeit seines Aufblühens und Wachs-

thums durch enthusiastische Freude an sich selbst zusammenhielt, würde jezt auseinanderfallen, wenn die Noth, die Langeweile, und das Unvermögen, etwas Besseres zu suchen nicht wären.

## Wohnung.

Es hat auf den Charakter der Menschen einen sehr großen Einfluß, wie ihr nächster Besiz beschaffen ist, z. B. wie sie wohnen. Wie sehr unterscheiden sich hier große Städte, Residenzen rc. von alten Reichstädten rc. Wenn in leztern eine Familie oft seit Jahrhunderten dasselbe Haus inne hatte, und dieses so zu sagen an der Ehrwürdigkeit des Geschlechtes Theil nimmt, so findet in jenen meistens ein öfterer Wechsel der Wohnungen statt.

Die Theure der Miethzinse in großen Städten hat auf die ärmern Volksklassen den nachtheiligen Einfluß, daß sie schlecht, eng, unreinlich wohnen. Dieses muß sich ihrem ganzen Daseyn, ihrem Empfinden, Denken und Handeln mittheilen; es fehlt ihnen die erste und wesentlichste aller Le-

bensfreuden, die Freude an einem erfreulichen, heimischen, behaglichen, bleibenden Besitzthum.

---

In den ältern Zeiten waren zwey Dinge, die da verhinderten, daß nicht alle Grenzen des politischen und bürgerlichen Lebens einbrachen, daß so vieles Leben sich neben einander regen, sich lieben oder hassen, unterstützen oder bekämpfen konnte, ohne daß ein Größeres über sie kam, und diesem wechselnden Lebensspiel ein Ende machte; nemlich die öffentliche Meinung, und eine gewisse glükliche Unbeholfenheit in Rüksicht auf Mechanisation. So rollen größere und kleinere Quekſilbertropfen durch eigenthümliche Cohäsion so lange neben einander, bis sie mit Eisen, Gold rc. berührt werden, wo sie dann in einander zerfließen.

---

Das sogenannte Mittelalter ist jezt vielen eine Distel, deren nähere Betrachtung lehrt, daß sie keine der häßlichsten Blumen sei, und einen eben so merkwürdigen Bau habe, als die Rose und Nelke.

---

Man hat Beispiele von wichtigen historischen Ereignissen, die aus ein Paar Handschuhen, oder einer einzigen Ohrfeige entstanden sind; ich wage aber doch zu behaupten, daß zur Ehre des Genius der Geschichte große Dinge nicht anders aus kleinen Umständen erfolgen, ausser nach den Gesetzen des Keims, des Wachsens —, wie wir einen Baum aus einem unbedeutenden Kern aufwachsen sehen, wenn dieser Jahre lang die ihm gemäßen Säfte an sich zieht; oder — nach dem Gesez der Explosion, wo ein kleiner Funken eine große Masse entzündet, wenn diese eben nur auf einen Funken wartet, um loszuschlagen. Der bloße Zufall herrscht weniger in der Geschichte, als manche glauben.

---

Große Naturumgebungen erweitern den Sinn, und sind oft Leiter für die Phantasie. So z. B. ein großer Fluß, ein imposantes Gebirg, eine hehre Ebene. Kleinliche Gegenden machen kleinliche Menschen.

# Warum errathen wir so selten die Zukunft?

Unser Blik auf die Welt macht stets einen Winkel; das Leben läuft aber gleichsam zwischen zwei unermeßlichen Parallelen hin. Wie sollten wir je im Stande seyn, unser Seelen-Auge so weit zu öffnen, daß die Linien des Augenwinkels jene Parallelen decken würden?

Selbst bei Dingen, deren Wesen wir genau zu erkennen glauben, läßt sich höchstens nur so viel behaupten: Der ihnen inwohnenden Beschaffenheit nach werden sie sich so und so entfalten, so werden sie wachsen, so vergehen, wenn nicht heterogene Kräfte dazwischen spielen.

Aber die oft tiefverborgenen innern und äussern Feinde kennen wir schon weniger, und am wenigsten läßt sich der Zufall, obwohl selbst nur eine entlegenere Regelmäßigkeit oder Nothwendigkeit, berechnen.

Jedes Wesen hat seine eigene Zukunft, wir können aber bei unserer Frage wohl

nur die Zukunft des einzelnen Menschen, der Familien, der Nation, unsers Planeten meinen:

Je mehr ein Wesen im Verkehr mit andern steht, je mehr es von befreundeten Kräften seine Bildung nehmen, oder mit feindlichen in entscheidende Kämpfe treten muß, je mehr die verschiedenen Richtungen, die es nehmen kann, jedesmal von den ersten Schritten abhängen, diese selbst aber von einer unzuberechnenden Willkühr, desto schlechtere Wahrsager werden wir in Betreff seiner Zukunft, seines Schiksals seyn. „Es sind zu wenig Gleichungen gegeben!" Wir müßten jedesmal den Kreis der Kräfte vollständig kennen, die bei der Entfaltung, dem Lebensgang eines solchen Wesens ineinander spielen.

Was bekannten Naturgesetzen unterliegt, das können wir berechnen. So bestimmen wir den Sternenlauf, die Mondsfinsternisse ꝛc. Dagegen sind wir schon weniger gewiß, ob nicht einst ein Comet an unsere Erde anrennen wird, wiewohl die Sternkundigen die Wahrscheinlichkeit unendlich klein finden

wollen. Wir wissen in vielen Fällen, was Anstalten, Krankheiten, Unternehmungen für ein Ende nehmen, wenn wir die Normen kennen, nach denen sie sich entfalten, und wissen, daß keine fremden Kräfte dazwischen treten werden, indem alle Faktoren zum Steigen oder Sinken schon gegeben sind. Was aber einem Schiksal unterworfen ist, das spottet häufig unserer Divinationsgabe durch einen andern Erfolg. Das Leben ist immer reicher, als wir glauben, wir nehmen alles zu eng, und stellen uns selten oder nie hoch genug, um ohne vorgefaßten Begriff, ohne einen durch Partheylichkeit bestochenen Blik dem Walten des Weltgeistes zuzuschauen, und zu ahnden, welche Gestalten und Szenen er in das Tableau der Zukunft weben werde.

Die Witterung, das Schiksal der Nationen, der Lebensgang des Einzelnen werden stets vom Ganzen ihrer Sphäre gewebt, auf das sie wieder zurückwirken. Ihr Daseyn steht immer an der Spitze der Zeit und ist ein Neuestes, das zwar durch die Vergangenheit vollständig bestimmt ist, das wir

aber, so wie die leztere nie so klar durchschauen, daß wir zu bestimmen im Stand wären, wie bei den gegebenen Faktoren das Facit der Zukunft ausfallen müsse.

Der Moment der Gegenwart ist derjenige, wo das mit seiner Entwiklung beschäftigte Wesen mitten in den lebendigsten Beziehungen zu der Natur und den Menschen steht, wo es alle Kraft des Instinkts, des Bedürfnisses, der Neigung, der Leidenschaft, des Abscheues, des Hasses, der Liebe, des Ernstes, der Erkenntniß ꝛc. aufbietet, um das Homogene an sich zu ziehen, das Widrige zu entfernen. Daher kommt es auch, daß fast niemand sich im voraus die Wirksamkeit zutraut, die im entscheidenden Moment wie durch einen höhern Einfluß ihm zu Theil wird, und daß er eben so wenig hintennach von allem dem Rechenschaft zu geben weiß, was ihn in jenem Augenblik bewegte und kräftigte, weil er das Detail jenes Anschauungs- und Handlungs-Aktes nicht mehr vors Bewußtseyn zu bringen vermag.

So steht aber das lebende und handelnde Wesen in jedem wichtigern Lebensmoment der Welt gegenüber, so werden mehrere freundlich oder feindlich mit einander Ringende sich gegenseitig zu guten oder bösen Mächten, sie selbst, obgleich stets die Belebtesten, wissen nie genau, wie sie aus dem Kampf hervorgehen werden, und doch webt sich die Zukunft eben nur durch die Reihe solcher Akte der Gegenwart zusammen.

Wie sollte also der fernstehende kalte Beurtheiler, der den Vortheil des Ueberbliks nur da anwenden kann, wo die Zukunft eines Wesens schon durch seinen Keim und den Gang seines bisherigen Lebens determinirt ist, bei solchen Entwiklungen, für die jeder Moment der Gegenwart einen andern Ausschlag geben kann, sich prophetisch äussern können, ohne wenigstens eben so oft zu fehlen als zu treffen?

Es giebt keine Verfassung, in welcher der Mensch absolut frey leben könnte; in jeder fühlt er sich nach einer andern Seite

hin frei. Nemlich, wohin er sich entwickeln kann, dahin ist er frei.

---

Frage: Kann ein Mensch größer seyn, als seine Nation? Ist nicht jeder Große durch Nationalgüter groß? Und gesezt, es scheine einer seine Nation an Virtuositäten zu übertreffen, hat die Nation nicht immer noch eigenthümliche geistige Reichthümer, durch deren Aneignung er reicher werden könnte? Kurz, müssen wir nicht in jedem Fall die Nation, als geistiges Wesen, über jeden Einzelnen der Nation setzen, so daß also der Geistvollste genug zu thun hätte, den Geist seiner Nation auf irgend eine Weise darzustellen?

---

Es giebt Zeiträume in der Geschichte, die man blos biographisch behandeln sollte, weil sich alles Sächliche in einer gewissen Person spiegelt, und auch am faßlichsten und schönsten so dargestellt werden könnte; und dieß eben so in der politischen, als in der Literär- und Kunstgeschichte.

---

Die Philosophie tendirt zur Geschichte, denn das höchste Menschliche ist dem werden, der Entfaltung unterthan. Die Geschichte tendirt zur Philosophie, denn das werden strebt zum seyn.

---

Nichts befördert gewisse Studien mehr, als wenn das Volk, der Staat, das Gemeinwesen selbst von einem, jenen Studien harmonischen Interesse erregt ist. Dadurch werden sie allgemein, lebendig, fruchtbar. Die Theorie der Schulen ist todt, wenn das öffentliche Leben nicht die Praxis dazu handhabt.

---

Was man Kindern erzählt, das wird in ihrer Phantasie mythologisch. Mythologie pflanzt sich bey Jugendvölkern fort, gesezt man erzählte ihnen auch Geschichtliches. In ihren Seelen ist noch keine Menge von Gestalten, die ersten eintretenden breiten sich also zu einer colossalen Größe aus, und theilen unter sich den Olymp der Phantasie.

---

Nur Vaterstadt und Vaterland können wir zur größten Durchsichtigkeit für uns bringen. Jeder andere Aufenthaltsort behält für uns eine gewisse Undurchsichtigkeit.

---

Der Fernstehende sieht bei der histori=schen Person eine ganz freie, aus der un=endlichen Zahl der Möglichkeiten herausge=griffene Wahl, wo der Näherstehende eine Menge von nöthigenden Umständen und Be=ziehungen, und bei dem Handelnden höch=stens ein sicheres Gefühl dessen, was Noth, was thunlich ist, findet.

---

So wie die zwei elektrischen Flammen in der Röhre doch nur ein Stäubchen Was=ser geben, wenn der Prozeß vorüber ist, so giebt auch all das Ahnden, Sehnen, Wol=len, Empfinden, Träumen und Streben des Menschen doch nur einen unmerklichen Ertrag für sein eigentliches wesentliches Le=ben, und je weiter er gegriffen, mit desto we=nigerm muß er sich nach Verhältniß begnügen. Eben so sind auch oft in der Geschichte alle Kräfte der Nationen rege, es ist nicht

änders als sollte eine neue Erde und ein neuer Himmel geboren werden, und nach all diesen Gährungen und krampfhaften Anstrengungen, wo jeder Theil das höchstmögliche anspricht, fällt doch meistens alles wieder in einen Zustand zurük, der nur erträglich ist, weil man die Unmöglichkeit, ihm zu entfliehen, einsehen lernte.

---

Ein großes unerklärliches Uebel versuche man aus einer noch größern Erscheinung zu begreifen. So z. B. den Krieg. Das ist noch wenig, daß zwei Heere kämpfen; es ringen die Nationen selbst feindlich mit einander, wenn auch nur im Geist. Aber eben durch dieses geistige Zürnen und Ringen wetzen sich oft die Scharten der Schlachtschwerdter wieder aus, denn das Gute, das hieraus entstehen kann, läßt vielleicht das Kriegselend ganz vergessen. Eben deswegen sollte es aber eigentlich keinen Krieg geben, ausser wo die Nationen selbst sich anfeinden.

---

Fäaken sind nicht so cultivirt, als mager lebende Völker. Das saftreiche Le-

ben läßt keine Reflexion aufkommen, die lebendig erfüllte Nähe verhindert das Bewußtseyn der entferntern Lebensbeziehungen; die deutlich ausgesprochene Eigenthümlichkeit ihres Landes, ihres physischen Lebens, ihrer Verfassung und Sitten macht, daß ihnen das Daseyn, die Lebensweise anderer Nationen fremd und entgegengesezt bleibt. Ihr gemüthliches Versinken in die mannigfaltig wechselnden Zustände ihres Lebens, verhindert, daß dieses mit einer glatten Oberfläche erscheine. — Es fehl ihnen weniger an Verstand, Vernunft, Phantasie, Gefühl, als an Einbildungskraft für das Fremde, Entlegene. Ihre Unbeholfenheit und Unkenntniß zeigt sich hauptsächlich nur in demjenigen, was sie zunächst nicht angeht. In dem was Noth ist, wird sich der Fääke so verständig und weise benehmen, als der Cultivirtere.

---

Das Mittelalter ist eigentlich ein Anfangsalter.

# Alt und Veraltet.

Was ist das Alte, jedoch ewig Neue; und was veraltet?

Wo nur immer der innerste Geist der Erscheinungen und Ereignisse der historischen Welt dargestellt wird, da spricht er auch stets zu unserm Geist.

Oft treten aber Zeiten ein, wo derselbe schnörkelhafte, gekräuselte, lebensdürftige Massen nach aussen wirkt, statt gediegener, lebenskräftiger; wo sich das Eine zur Langenweile hundertfach wiederholt, wo ein trokner Schlendrian in identischen, monotonen Verhältnissen fortschleicht. Eine solche Zeit verdient keine ausführliche historische oder künstlerische Darstellung.

Wer möchte die unendlichen Streitigkeiten über Glaubenslehren in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, wer die Kämpfe der Scholastiker, die Debatten über das Reichstags-Ceremoniel ꝛc. in einer ausführlichen Erzählung jezt noch lesen?

Diese und ähnliche Erscheinungen sind nun veraltet, es wäre Beleidigung der Jeztwelt, sie wieder zu erwecken, und die vollständigen Akten derselben haben blos für den Forscher Interesse, der seine Lebenszeit daran wendet, um uns das Resultat zu überliefern, daß es eine Zeit gab, wo der Weltgeist sich in solchen Erscheinungen mehrere Menschenalter hindurch gefallen hat. So veraltet alles Formelnwesen, so veralten Moden, und mit ihnen alle Darstellungen, die uns nicht das Rein-menschliche, sondern eine vorübergehende Laune der Zeit, oder eine bald wieder abgestreifte Hülse des bürgerlichen oder politischen Lebens geben. Denn es ist das Schicksal alles dessen, was nicht auf die Basis des Rein-menschlichen sich gründet, daß es nach einiger Zeit wieder einem andern eben so vergänglichen Plaz machen muß.

Aber wo der Weltgeist solche Erscheinungen erzeugt, die noch auf ihrer Oberfläche das innere rege Leben, und den Gang einer einfach großen, stätigen Entwicklung sichtbar darstellen, da werden die Gestalten

nie alt, sie sind in jedem Moment erwekbar zu frischem Leben, der Schauende ist mit einemmal in ihre Zeit versezt, ja sie sind wohl gar die ewige Norm alles nachherigen, vielleicht nie wieder zu dieser Simplizität und Gediegenheit zurükkehrenden Lebens.

Es ist nicht gut, wenn man die Jugend und die lernende Nation zu sehr und zu bald mit den Umrissen, den Hinterseiten der Dinge, und besonders der historischen Erscheinungen bekannt macht, so daß sie gewohnt werden, sogleich an das Entstehen, Culminiren und Vergehen des Größten wie des Kleinsten zu denken; dieß sollte nur der Geistesgang der höhern Genien seyn, die gemeinen gewöhnen sich leicht an ein oberflächliches, verjüngtes, freudenloses Anschauen, an eine frivole Behandlung dessen, was als ehrwürdig, dauernd fest, unendlich, ewig sollte erkannt werden. Wir unterscheiden leider nicht mehr das Esoterische vom Exoterischen! Die Vogelperspektiv ist eigentlich nur für die Adler.

Je nachdem wir das Nächste betreiben, je nachdem erscheint uns das Ferne. Haben wir böse Geschichten, so finden wir eine trübe Geschichte.

---

Der Erfolg in Leben und Geschichte wird stets anders, als die Handelnden es wollen: Es ist sehr natürlich; sie kommen mit Begriff, mit Absichten und Planen zum Leben; dieses will aber nur sich, und nicht diese Menschlichkeiten realisiren: Irgend eine Besondernheit, eine Conjunction der Umstände reizte sie zum Handeln, schien ihnen günstig, etwas auszuführen. Dieses Etwas sollte billig wieder nur eine Besondernheit seyn, sie machen aber gewöhnlich ein Allgemeines daraus; ein Begriff, ja sogar eine Theorie soll sich jezt in der praktischen Welt realisiren. Statt die naheliegenden Kräfte zu einem Erfolg zusammenzuleiten, wird alles Vermögen weit und breit in Bewegung gesezt; der Zeit ist es um eine flüchtige Erscheinung zu thun, und wir wollen etwas Dauerndes.

# Lebensgang.

Auf der einen Seite scheinen oft geringfügige Umstände den Lebensgang eines Menschen weit hinaus so oder anders zu bestimmen, auf der andern scheint er sich nach gewissen Prädestinationen zu entfalten und zu bilden, die ihm als stehende Beziehungen, im Großen von aussen kommen.

Der Mensch wird, wie seine Zeit, seine Nation, seine Stadt, sein Stand, seine Eltern, seine Erziehung, seine Körperconstitution, seine Umgebungen es wollen und zulassen, und was seine Willkühr betrifft, so ist diese nur ein kleiner integrirender Theil der lenkenden Momente. Jene Verhältnisse sind gleichsam Hüllen, innerhalb welcher der Mensch webt, und die er nur in seltnen Fällen sprengt. Wo wir einen Menschen sehen, der mannigfach vom Zufall herumgeworfen wurde, da dürfen wir immer annehmen, daß er selbst in seinem innersten Wesen aus einer Menge von Zufälligkeiten zusammengesezt sey.

Die Freiheit des Menschen äußert sich in einzelnen Lebensakten, und wo dieses freie bewußtvolle geistige Handeln nicht herrscht, da tritt die Nothwendigkeit in ihre Rechte ein.

So auch bei Nationen; Sie haben ihren nothwendigen Lebensgang. Aus den unzähligen Freiheitsäußerungen der Einzelnen combinirt sich im Großen stets eine Masse von Nothwendigkeit, denn jeder Akt des einen wird dem andern, im Fall er sich demselben nicht frey entgegenstellt, eine Art Nothwendigkeit. Nationen sind also auch nur in einzelnen Gesammtakten als frei anzusehen. Wie vermöchte ein Mensch oder ein Gemeinwesen, eine Nation die ganze gleichsam schon in Nothwendigkeit erstarrte Masse, mit der, und auf die sie wirken, wieder aufzuregen?

---

„Es geschieht nichts neues unter der Sonne!" Man vergesse aber auch nicht, daß in anderer Rüksicht nichts, als lauter neues, nicht nur unter, sondern sogar an der Sonne selbst geschieht.

# IV.

# Aus dem Gebiet
der
# Kunst.

## Ueber die scheinbare Höhe der Objekte.

Gegenstände von gleicher Höhe erscheinen uns nicht jedesmal als gleich hohe, und es ist oft lustig mit anzusehen, wie sich Menschen, die kein geübtes Auge haben, und das Objektive nach dem flüchtigen Eindruk beurtheilen, so unverhältnißmäßig täuschen, daß man glaubt, sie sehen aus ganz andern Augen, als der Geübtere. Ich hörte einst jemand äußern: ein gewisser Berg — er mochte bey 500 Fuß hoch seyn — werde nahezu höher seyn, als irgend ein großes Haus; einen andern: die vor uns stehende Tanne erreichte gewiß den Thurm in N. — einen der höchsten Teutschlands —; einen dritten: in einer Stunde wollte er das Schneefeld erreichen, das wir in Graubündten auf einem vielleicht 7000 Fuß hohen

Felsengipfel glänzen sahen. Selbst Kundigere hört man behaupten, je schmäler ein Gegenstand sey, desto höher erscheine er dem Auge, da doch die Höhe am besten bei einer gewissen Dicke des Objekts gewürdiget wird, wenn nur ihr beiderseitiges Verhältniß so ist, daß nicht die leztere als Breite erscheint, in der die Höhe untergeht. Die schmalen Thürme erscheinen also nicht als die höchsten, und Stangen nicht höher als Säulen.

Indem ich mir von den hie und da erhaltenen Eindrücken Rechenschaft ablegte, kam ich in Bezug auf diesen Gegenstand auf folgende Bemerkungen:

Das zur Höhe aufstrebende scheint uns höher als das todte Hohe.

Jemehr etwas mit Luft und Licht, mit der Himmelshöhe verwandt ist, und seiner Natur nach ihr angehört, desto höher erscheint es uns, denn wir fühlen die Höhe zu ihm hinzu.

Das Ganze erscheint uns höher, als ein gleich hohes Halbes.

Was an seinem Fuß einen faßlichen Maasstab für seine Höhe darbietet, was sich symmetrisch verliert, was sich nicht zu fein zuspizt, erscheint uns in würdiger Höhe.

Eben so, was seine eigene Höhe in der Nähe nicht verdekt, wobei wir nicht zu entfernt stehen müssen, um es mit dem Aug zu fassen.

Was wir in ähnlicher Form gewöhnlich kleiner sehen, das erscheint uns in colossaler Form doch nicht groß genug.

Was in recht große, einfache, faßliche, in schönem Ebenmaaß stehende Formen getheilt, fast so breit als hoch gebaut ist, und für dessen Höhe die Umgebungen keinen bequemen Maaßstab abgeben, das erscheint bei weitem nicht so hoch, als es wirklich ist, und als ein gleich hohes, das in kleinere Formen zerschnitten ist, die alle die Tendenz der Länge haben. So erscheint die Peterskirche in Rom lange nicht so hoch, als ein gleich hoher gothischer Thurm, besonders demjenigen, der sie das erstemal sieht, und dessen Aug und Ohr noch keinen Maaßstab an und in ihr angelegt hat.

Besonders viel hängt von unserm Standpunkt ab. Die Gegenstände verkürzen sich oft, und erscheinen unter einem kleinern Augenwinkel. Von oben herab gesehen, heben sie sich gegen den Boden, die Ebene ab, welche die Höhe in ihre Horizontalität verschlingen. Anders ist es, wenn man von dem hohen Gegenstand selbst steil herabschaut; man ist um seine eigene Menschenhöhe doppelt höher als unten, man hat die unten befindlichen verkleinerten Gegenstände zum Maaßstab, der Gedanke an das Herabstürzen belebt gleichsam den Sinn des Auges, und erregt das Urtheil; unten an dem Gegenstand stehend, sehen wir ihn sehr verkürzt, und es kostet immer einige Anstrengung, zu seinem Gipfel zu dringen, und seine Höhe zu würdigen.

Man sieht eine Höhe besser, so bald man sie zu ersteigen anfängt; man erhält dadurch so zu sagen einen wandelnden Maaßstab.

Die Tiefe eines Dings müssen wir suchen gegen seine Jugend hinab; je tiefer

es in dieser Richtung erregt werden kann, desto mehr hat es Lebenstiefe. Was keine Jugend hatte, oder wenn sie gleichsam unterbunden ist, das ist nur dumpfer Töne fähig.

---

Der Darsteller muß in dem stark seyn, was eine Sache ist, der Denker auch in dem, was sie nicht ist.

---

Seele; Organ; und Schule. Ist das nicht Anfang, Mittel und Ende aller Kunst?

---

Kein Wunder, daß wir kein Objekt ganz verstehen, ganz genießen können. Je inniger wir es uns aneignen wollen, desto mehr zeigt es uns, daß es eine Welt, daß es eine Seite der Welt, ja gleichsam die Welt selbst ist, die nur durch diesen Gegenstand, als durch eine Spitze uns zuströmen will.

---

Es kommt mir vor, als könne nur derjenige eine gewisse Kunsthöhe erreichen, dem in seiner Kindheit und Jugend die Gestalten des Lebens, jede in ihrer tiefen Eigen-

thümlichkeit, als das Normale ihrer Gattung, erschienen, und ihm so die schönsten, klarsten, tiefdringendsten ersten Eindrücke, gleichsam lebendige avant la lettre gaben.

Wem die Objekte frühe in einer gewissen Pluralität, als Gattungen und Arten vorgeführt werden, der gelangt zu Begriffen, aber er verliert den poetischen Sinn.

---

Hakert beweißt, daß diejenigen die Beliebtesten sind, die den Großen, Reichen, Gebildeten ihre Lebenssphäre zu idealisiren, oder wenigstens in verschönertem Bilde darzustellen wissen.

---

Man bedenke, welch kleinen Umfang von Zeit und Ort die homerische Welt in der Ilias hat, und doch welch unausgeseztes Handeln, welch rastloses Treiben! Dieß war nur dadurch möglich zu machen, daß Homer die Gestalten so groß als möglich schuf, und so nahe rücken ließ als möglich. Wer ist ihm hierin gleich?

# Ueber das Heitere.

1.

Es bleibt immer schwer, ein Unendliches in einen Begriff zu fassen, eine Eigenschaft, eine Relativität, deren Grenzen sich in unmerklichen Abstufungen in das Entgegengesezte verlieren, ins Wort zu bannen, und „was in schwankender Erscheinung schwebt, mit dauernden Gedanken zu befestigen.“

2.

Es ist billig, daß wir beim Himmel beginnen, denn alle guten Dinge, worunter wir das Heitere gewiß auch zählen, kommen von oben.

3.

Wenn wir unsern Planeten in seinen cosmischen Beziehungen betrachten, so begegnet uns das Heitere zuerst als Begleiter einer Jahrszeit — des Frühlings. Die grauen Winternebel weichen, die Himmelsbläue bricht durch, und nach und nach werden fröhliche Farben herrschend. Das Reich des Tages breitet sich aus; mannigfaltige Ge=

stalten treten lebenslustig sich regend, und das Leben von verschiedenen Seiten darstellend auf, und mit dem wachsenden Jahr scheint dem Gemüth nicht blos ein neuer, jedoch jährlich wiederkehrender Zeitabschnitt, sondern wirklich für alle seine Ahndungen und Wünsche ein glükliches goldnes Zeitalter einzutreten; Denn so ist ja der Mensch! Eine trübe Stunde ruft alle Schreckensgestalten aus der Unterwelt herauf, eine heitere — alle Götter vom Olymp herab. Jedem aufsteigenden schönen Sternbild in Natur, Leben und Kunst gegenüber verjüngt er sich zum leichtglaubigen Kind, das auf den Sieg und die Herrschaft des Schönen und Guten rechnet, — dem niedersinkenden nachblickend, wird er plözlich zum lebenssatten Greis.

4.

Licht und Luft und der blaue Himmel sind unerläßliche Bedingung heiterer Momente. Hierin sind wir ganz den Pflanzen gleich. Unser Gehirn ist ein Baum, der ohne Licht und Luft weder Blüthen noch Früchte trägt, und dessen Säfte, wenn jene

mangeln, gleich dem Rosenstok, nur unförmliche Schlafäpfel ansetzen. Unter dem Einfluß von Licht und Luft treten unsere gefühligsten Organe aus ihren Hüllen hervor, und indem sie gegen den frischen Lebenshauch herausstreben, vibrirt unser ganzes Wesen im behaglichen Gefühl des Wachsens, und der Entfaltung.

5.

Wenden wir uns von diesen allgemeinern Beziehungen zu der Form der Erdoberfläche, so finden wir, daß die Natur um die Vorberge, in mäßiger Erhöhung über die Ebene am heitersten ist. Man ist der Monotonie der flachen Gegend enthoben, in der immer ein Objekt das andere verdekt, und wo die Parallel-Linien, der Tod alles Schönen, herrschen, — und eben so ist man noch fern von der kalten, verjüngenden Vogelperspektiv der Berggipfel, die jedermann preißt, und doch so bald als möglich mit einem gewissen unbehaglichen Gefühl verläßt, das gerade das Gegentheil von der heitern Stimmung ist.

In mäßiger Erhöhung über die Ebene, über ein nicht zu enges Thal spielt das mannigfaltigste Leben um uns, und in die Verjüngung der Ferne wird das Auge durch die gegen den Vordergrund sich vergrößernden Formen harmonisch eingeleitet. Ja gerade dadurch, daß sich die Ferne in schönen Linien verliert, und der Farbe des Himmels sich nähert, wird sie ein Gut der Phantasie, und der Genuß nun zwischen Aug und Seele proportionirt abgewogen.

Auf solchen Standpunkten sind wir eben so entfernt von der Spekulations- und Reflexions-Höhe der Berge, als von den Absichten, der Empirie, dem kleinlichen Detail der Ebene. Wir verweilen gern in der nähern Umgebung, denn der Hinabblik zeigt uns ähnliche und größere Mühen; wir fühlen uns heimisch, denn wir sehen Schweiß und Lohn, Arbeit und Genuß, den Werktag und das Fest; — Der Hinaufblik leitet unser Auge zur höhern Befreiung, zum Geahndeten, zum Himmel. Wir umfassen das Daseyn des Menschen in seinen reinmenschlichsten Beziehungen.

6.

Es kommt überhaupt viel darauf an, wenn wir das Auge öffnen, wie das Helle gegen das Dunkle, also im allgemeinen der Himmel gegen die Erde abgewogen sey. In einem tiefen Thal sehen wir zu wenig vom Himmelsraum, und dieß wirkt verdüsternd durch das Auge auf die Seele, man sehnt sich hinaus, wo sich beide Gegensätze im Horizont das Gleichgewicht halten.

7.

Wohnungen sind heiter, wenn sie neben einer heitern Lage und Aussicht, wie sie so eben bestimmt worden, schon dem äußern Anblik zeigen, daß in ihnen für die rein-menschlichen Bedürfnisse auf eine zwanglose Art gesorgt sei; die den Bewohner gerade nur so viel als nöthig ist, von der allgemeinen Natur absondern, die dem Licht und der gesunden Luft freien Eintritt erlauben, und in symmetrischen Zimmern die heitern Farben weiß und gelb, und an den Verzierungen das helle roth, blau und grün zeigen.

Hieraus ergiebt sich auch, was heitere Städte sind; in denen man aber doch das

geradlinichte und uniforme nicht unbedingt sollte herrschen lassen, da es seiner Natur nach ein Unschönes und Tödtendes ist.

8.

Gärten sind heiter, wenn sie neben einer heitern Lage, deren Erfodernisse wir schon kennen, an sich selbst wieder im kleinen dasjenige darstellen, was eine Gegend im Großen heiter macht. Eine Terassenförmige Lage wirkt sehr erleichternd, sie macht daß der Blik auf einmal ein mannigfaltiges Leben in einander spielen sieht; dieses besteht entweder in der Nachahmung des Landlebens in seinen einfachsten freundlichsten Grundformen, wie bei englischen Gärten, oder es sind Darstellungen aus der mythologischen goldnen Zeit, die in ihrem Ganzen so sehr den Charakter der ewigen Heiterkeit darstellt, daß, nach einer oft gemachten Bemerkung selbst das Schrekliche noch eine gewisse Grazie durchscheinen läßt. In so fern sind französische Gärten eigentlich mythologische Gärten.

9.

Ehe ich zu der Erscheinung des Heitern

im menschlichen Leben übergehe, muß ich eine Bemerkung vorausschicken: Das Daseyn schwankt immer zwischen zwei Extremen, zwischen Leben und Tod, Wachsthum und Verfall, Wonne und Schmerz, Glük und Unglük, Anstrengung und Abspannung, Interesse und Gleichgültigkeit, Freiheit und Zwang ꝛc. Das Heitere ist von allen diesen Gegensätzen gleich fern; es ist eben nichts anders, als das zwischen denselben in ewiger Gleichheit fortströmende Leben, das, so lange zur Seite das eine steigt und eine schwindelnde Höhe erreicht, das andere zerfällt und vom Schauplatz verschwindet, — als wenn es diese Erscheinungen nicht bemerkte, nur auf sich selbst bedacht, mit mancherlei in verschiedenen Formen des Daseyns spielenden Gestalten ruhig fortwandelt.

10.

Das Heitere bei Gesellschaften, Festen ꝛc. hat folgende Merkmale: Der Mensch, der sonst meistens in einer einseitigen Thätigkeit, wenn auch an einem noch so interessanten und fruchtbaren Gegenstand, sich abmattet, oder, einer Anregung entbehrend, in An=

thätigkeit versinkt, fühlt sich nun in ein Element regen Lebens aufgenommen, wo ihm vergönnt ist, gegen die andern Menschen und die übrige Umgebungen die ihm angemessenste Stellung zu nehmen, und sich selbst mit ihnen in reine Consonanz zu stimmen. Er wird zur Mittheilung des lang in sich gesammelten angeregt und zum Aufnehmen des lang entbehrten empfänglich gemacht; er wirft die Kruste fehlerhafter Individualität, die Auswüchse der Einseitigkeit ab, oder giebt sie der allgemeinen Laune und Ironie preis. Das Bestreben jedes Einzelnen, nicht in sich, sondern in andern zu leben, bringt endlich das allgemein geltende, die höhern Beziehungen des Daseyns, den Durchschnitt des Lebens an die Oberfläche. Die Fülle der in die Mitte gebrachten Gegenstände macht, daß keiner zu lange bearbeitet, daß an dem in die in Runde gehenden Becher der Lust nur der oberste Schaum abgeschlürft wird. So wird dann das gesellschaftliche Leben ein verschönertes Bild des allgemeinen Lebens, das zwischen seinen Extremen sich rasch und fröhlich fort

entwickelt, und zugleich die Garantie desselben.

11.

Das Heitere ist stets irgendwo, und wird auch in jeder Sphäre gefunden. Es giebt keine noch so düstere Zeit und keinen noch so schauerlichen Winkel der Erde, wo nicht das heitere Element durchbräche. Es wäre Beleidigung des Weltgeistes dieß nicht anzuerkennen. Die Natur, das Leben sind von unerschöpflicher Heilkraft und Gesundheit, und überall, wo sie durch die sich ansetzende Rinde des Veralteten, Krankhaften, Verkümmerten, und der eigensinnigen Mißbildungen durchbrechen, da erscheint neues frisches Leben, und die Aussicht auf ein freies Spiel desselben.

Es giebt immer irgendwo ein Surplus über Abspannung, Noth, Drang und Nothwendigkeit, eine reine Evolution, und wo diese hervortritt, da ist Heiterkeit.

12.

In so fern das Heitere stets ein Relatives bleibt, wird oft dasjenige heiter genannt und empfunden, was eigentlich nur

ein sich erheiterndes ist. So findet derjenige, der durch die schreklichen Schöllenen, über die Teufelsbrücke, durch das finstere Urnerloch in das Urserenthal eintritt, dasselbe ausnehmend heiter. Ganz anders würde es demjenigen erscheinen, der von einer freundlichen Ebene, mit mannigfaltigen Partieen nicht überfüllt, herein träte. Ihn schrekten die unermeßlichen Felscolossen, die herabhängenden Gletscher, er vermißte Cultur und Vegetation, es erschiene ihm zu still und einsam, zu abgesondert von der übrigen Welt.

13.

Das Heitere im Allgemeinen ist also da, wo Licht und frische Luft und fröhliche Farbe herrschen, wo der Blik auf ein mannigfaltiges Leben harmonisch hinaus geleitet wird, wo ihm das Daseyn in seinen einfachen reinmenschlichen Verhältnissen begegnet, wo der Mensch in seinem Denken, Fühlen und sinnlichen Genießen harmonisch angeregt, eine ungestörte behagliche Erweiterung seines Lebens ahndet.

Das Einfach-Schöne erwekt die Selbstthätigkeit unserer Phantasie, und schafft sich so seine Beiwerke selbst. Das Gezierte, Prunkvolle, Bombastische will uns dieser Mühe überheben, es will dasjenige äußerlich darstellen, was wir im Nothfall selbst hinzugedacht hätten, und erschlafft uns, indem es uns übersättigt.

---

Man muß es den Moden schon erlauben, daß sie toll werden, wenn sie einige Zeit vernünftig gewesen sind.

---

Das Abbild erscheint kleiner, als der lebendige Körper. Puppen erscheinen auf dem Theater, bei Licht, viel kleiner, als bei Tag ausser dem Theater. Das Theater wird uns, wenn es in Action ist, zu einem innern, es tritt wegen seiner verjüngten Gestalt gleichsam so weit zurük, daß sich für unser Auge seine Verjüngung aufhebt, hiedurch verkleinern sich auch die Figuren.

Bei den Statuen denken wir stets an das Colossale; wir finden in der Statuen-Welt wegen des gewohnten Maaßstabes nur

das Uebergroße natürlich, also das Natürliche — klein.

Die Statue hat zum Maaßstab nicht die gewöhnliche tägliche Umgebung, wie die lebendigen Menschengestalten, sondern wir denken sie in öffentlichen großen architektonischen Umgebungen, dieß verkleinert sie, wenn sie auch schon noch in der Werkstätte steht.

Das äußerliche körperliche erscheint groß, was wir aber als ein innerliches anschauen, das verkleinert sich, es tritt vor dem äußern Auge zurük.

---

Hinter einem Rahmen macht sich alles zum Gemählde, durch einen Dachladen schneidet sich leicht ein schönes Stük Natur ab. Der Rahmen ist der Isolirschemel für die Materie des Schönen. Schon unser Auge, ja sogar unser Gemüth bildet eine Art Rahmen um die Gegenstände, ohne welche der Blik sich verschweifen, und der Geist nichts genießen würde. Oft trifft's sich auch, daß der Rahmen an dem schönen Gegenstand selbst ist.

## Einiges über Kunsturtheile.

1.

Es ist sehr schwer diejenigen zu **befriedigen**, die bei viel Sinn und Bedürfniß, wenig Kenntnisse vom Technischen, wenig Begriff von den Mühen der Kunstausübung und wenig Literatur der Kunst haben; — eben so auch solche, die einmal über das jugendliche Erstaunen bei der Anschauung einer schönen Lebendigkeit hinweg — und doch noch nicht bei der Gediegenheit eines geläuterten Geschmaks angekommen sind. Sie wollen, wie ehemals, durch jedes Kunstwerk in einen Himmel auf Erden versezt werden, und doch machen sie tausendfach mehr, und oft ganz unvereinbare Foderungen.

Am besten ists freilich, solche Gemüther im Sturm hinzureissen, denn, läßt man sie zur Ruhe kommen, so geht nichts über ihre Zumuthungen, und „jeder ist ein anderes (unersättliches) Thier."

2.

Die Verneinenden, die kalten Aburtheiler muß man selbst ins Spiel zu ziehen suchen; sie müssen Hand anlegen, dann sind sie die Billigsten, und mit jedem Erfolg zufrieden, denn er ist zum Theil durch sie bewirkt.

3.

Ein allgemeines Urtheil über einen Gegenstand fällen, ist leicht; ein detailirtes über das Einzelne, ein motivirtes ist schon schwerer, aber das schwerste ist wohl ein generelles, generisches. Das erste fällt unser Gemüth unwillkührlich, zum zweiten gehört Talent, zum dritten aber Genie, und es thäte Noth, man entwickelte mit dem Urtheil die ganze Theorie der Kunst und der einschlägigen Kunstgattung.

4.

Manche gehen in das Theater, als wäre es ein anatomisches.

5.

Der Schöpfer hatte Freude an allem, was er gemacht hatte. Der Mensch, der diese Herrlichkeiten genießen darf, ist oft sehr unzufrieden.

So ist überhaupt die Freude des Schaffenden, unter dessen Händen und Augen sich etwas entfaltet, sei es Statue, Gemählde, Gedicht, Park &c. eine ganz andere, als die des Genießenden.

6.

Die Unzufriedenen sind oft sehr scharfsinnige Urtheiler. Es ist, wie wenn jedes Ding, das ihre innere Entzweiung nicht zu heilen vermag, darum herhalten müßte. Sie merken nicht viel darauf, was eine Sache ist, und seyn kann, sondern nur, was sie alles nicht ist.

7.

Man hört so oft den Gemein-Plaz: Es ist leichter tadeln, als besser machen!

Will man damit sagen, jeder solle nur über dasjenige urtheilen, was er selbst erfoderlichen Falls besser machen könnte, so ist dieß eine höchst unbillige Foderung.

Jeder Eindruk, von der zartesten Berührung bis zum tief-innigsten Erregtwerden, vom leisesten Ahnden bis zum klarsten Schauen kann in einem Urtheil an den Tag gegeben werden. Und warum sollte sich

nicht jedes äußern dürfen, wenn es nur auch zugleich den Standpunkt bezeichnet, von dem aus es gefällt ist? Es kann niemand verwehrt seyn, zu sagen, wie es ihm ist; so tadelt es jeder, wenn ihn der Schuh drükt, ohne darum einen bessern machen zu können.

Die Kunstkräfte arbeiten heraufwärts, sie behandeln die rohe Masse, und veredeln sie bis zu ihrer vollkommenen Erscheinung, bis zum schönen Eindruk; das Urtheil macht den umgekehrten Weg, es fängt beim Eindruk an, und steigt gegen die Technik hinab. Man kann nicht fodern, daß es ihn ganz verfolge, wohl aber daß es keine Stufe vorschnell überspringe, sondern richtig gehe, so weit es geht.

Ueberall also, wo unzureichende, unberufene und doch arrogante Kunstkräfte sich blicken lassen, oder solche, bei denen unhaushälterisch verfahren, und Zeit und Gelegenheit schlecht benuzt wurden, da tritt gerechter Tadel ein. Aber eben weil die meisten Urtheiler immer nur durch die Erscheinung des nach ihrem Sinn Vollkom-

menen, überrascht seyn wollen, und auf das, was unter den gegebenen Umständen dem Künstler möglich war, keine Rüksicht nehmen, so ist jener zurechtweisende Gemeinplaz aufgekommen, der den Urtheiler ermahnt, sich in die Lage des Schaffenden zu versetzen.

Die Kunst ist nicht unter der Natur, und nicht absolut über ihr, sondern die Natur selbst, und das Leben, — aber so zubereitet, daß der Sinn, das Gemüth jedes Ding nach dem höchsten Ausdruk, dessen es fähig ist, zu genießen bekommt. Es kann das Gemeinste durch Kunst seine Apotheose feiern, aber hieraus entstehen freilich nur Gelegenheits-Kunstwerke. Die höhere Kunst wählt aus dem Individuellen aller Art selbst nur dasjenige, was die Wesenheit dieser Individualität am edelsten ausdrükt, was gewisse Eigenschaften und Vorzüge, die sonst vertheilt, und in längere Zeiten, weitere Räume auseinander gezogen und so zu sagen verdünnt erscheinen, in sich concentrirt.

Man verzeiht einem Dilettanten, wenn er am productiven oder reproductiven Bilden und Darstellen des Einzelnen seine Freude hat, unbekümmert, ob es auf andere, die diese Schöpferlust nicht mit ihm theilen können, auch als Ganzes, einen erfreulichen Eindruk mache. Der Künstler fodre diese Nachsicht nicht. Eben so mag auch der Dilettant nur seine Lieblingsstücke geben, der Künstler aber sei Meister seines Fachs.

---

Wir tragen viel in uns, können es aber nicht an die Oberfläche bringen. Der Meister in einer Sache ist eben, der dieß kann.

Um von dem Reichthum des Lebens in uns etwas darzustellen, dazu gehört die größte Lebendigkeit der Anschauung, die durch keine Behandlung zerstört wird, die Fertigkeit des Manipulirens, des Worts, des Zeichens. In nichts täuscht sich der Mensch so auffallend, als eben darin, was er sich aus der Tiefe seines Gemüths an die Oberfläche zu bringen traut.

---

Man bekommt jezt überall so viel Musik zu hören, daß man verlegen wird, wo man in seinem Gemüth den Text dazu hernehmen will.

---

Nimm einem Dichter seine Jugend, so nimmst du ihm seine Poesie.

---

Man lernt aus keinen Schriften weniger als aus den satyrischen und witzigen, wenigstens in Betracht des oft so reichlich in sie niedergelegten Geistes. Dagegen sind die einfachen, naiven voll fruchtbaren Gedankenstoffs. Sie sind dem Brod zu vergleichen, jene dem Salz.

---

Man sagt von Mozart, er sei lebenslang ein Kind geblieben. Mußte er nicht gewissermaßen ein Kind bleiben, um so groß, so voll geistiger Durchsichtigkeit zu werden! Was würden wir leisten, wenn wir auch so kindlich bleiben und doch täglich wachsen könnten in unsern Virtuositäten! Was hilft es, besonders einem musikalischen Genius, die monotonen Identitäten und Parallellismen der gemeinen Welt kennen zu lernen?

---

Das Leben steht so überreich vor uns, aber wir wollen nur wenig. Nur in besondern günstigen Fällen geschieht es, daß das Leben sich conisch stellt, daß Eines hervortritt, seiner Eigenthümlichkeit Plaz gewinnt, sie entfaltet, und das andere in den Hintergrund zurükdrängt. Kunst ist in dieser Hinsicht der Gegensaz vom Leben, als welches nemlich alles in seiner bunten Vermischung hinstellt, und durch Menge und Identität den Eindruk schmälert.

---

Versuche nichts darzustellen, was du nicht mitgelebt, oder in einer verwandten Sphäre, die richtige Vergleichungspunkte darbietet, erlebt hast. Es wäre der Mühe werth, bei allen Schriftstellern, die über große oder tiefe Angelegenheiten der Menschheit geschrieben, nachzuforschen, in wie fern sie aus ihrem eigenen Leben die Vergleichungspunkte zu ihren treffenden Darstellungen nehmen konnten.

## Ueber Störungen beim Kunstgenuß.

Es war eine Gesellschaft von Verehrern der Kunst versammelt. Die Rede kam auf die so häufig eintretenden Störungen der Kunstgenüsse, die zum Theil von der Eigenthümlichkeit des Genießers, zum Theil von der Sache, und den sie begleitenden Umständen herrühren. Man wurde darüber eins, daß jeder seine Klagen und Wünsche vorbringen, und seine Eigenthümlichkeit in diesem Bezug preis geben sollte, weil das Besprechen das größte Uebel mildere, und auch etwa der erste Schritt zur Abhülfe werden könne. Es ist nicht zu läugnen, daß wir uns bei dem Ideal eines Kunstfreundes alle dergleichen individuelle, zum Theil sogar hypochondrische Besondernheiten entfernt denken müssen; da aber doch mancher Leser in der folgenden Galerie seinen Leidensbruder finden dürfte, so mögen diese nach der Reihe sich hören lassen:

A*. Ich läugne nicht, daß ich hundertfach durch die moderne Zeit in meinen Kunstgenüssen gestört werde; nicht etwa durch besondere Beeinträchtigungen von ihrer Seite, oder weil sie in allen Branchen nur Schlechtes hervorbrächte und zu genießen gäbe, sondern durch ihr Seyn und Wesen überhaupt. Ich kann in dieser frivolen Welt zu keiner Kunstandacht kommen, es riecht mir alles nach ihrem frivolen Dunst. Ich könnte es mit einem Wort den Resonanz des Schönen in eine historische Tiefe, in einen phantasiereichen Hintergrund nennen, was ich leider überall vermisse. Ich wollte, wir lebten noch in den alten Zeiten!

B*. Mich treibt zwar ein mächtiges Bedürfniß zur Kunst, aber mein eigenes Leben ist mir doch Anfang und Ende. Homer und seine Helden haben gelebt, ich will auch leben! Ich begreife keine antike Größe, als wenn ich mich in meinem innern Selbst so groß als möglich fühle; ich empfinde keine Schönheit irgend eines Zeitalters, und will keine empfinden, wenn nicht zuvor die Stellung in meinem eigenen

Leben schön und gut ist; wenn ich etwas Würdiges treibe, so begreife ich die ähnlichen Bestrebungen der schon lange in die Unterwelt Hinabgestiegenen, oder durch weite Räume von mir Entfernten; nur in meinem eigenen Daseyn finde ich die verwandten Accorde für die Töne aller Zeiten und Länder; nur durch das Jezt ist mir das Einst, durch das Hier — das Dort; Sagt, ob mir nicht die Zeit Recht giebt? treibt nicht auch sie in Wissenschaft und Kunst immer nur dasjenige mit Ernst und Wärme, mit Liebe und Erfolg, zu was sie durch die Interessen der Gegenwart, durch das, was im Völkerverhältniß, in Staat, Kirche und häuslichem Stand Bedürfniß und Noth ist, angefeuert wird? Und daß ich es nur vollends heraussage, alles übrige, was nicht von dem Menschen, dem Menschenverein in gerader Aufsteigung ausgeht, und auf sie zurükwirkt, und trüge es auch die glänzendsten Namen, scheint mir nur Kinderey, oberflächlicher Kitzel, vorübergehender Augen= und Ohren=Reiz, und Spielerey. Ihr seht nun selbst, wie oft ich bei so be=

wandten Dingen in meinen Kunstgenüssen gestört, wie selten ich befriedigt werden möge.

C*. Ich habe die große Tour durch Europa gemacht, das Schönste, was Deutschland, Italien, Frankreich und England darbringen, das habe ich gesehen und genossen. Und nun — das unselige Vergleichen! Ich wollte, daß alles vollkommen wäre!

D*. Ich kann nur genießen, wenn ich ein ganz reines Gewissen habe. Die Kunst muß mir ein süßer Lohn für den sauern Schweiß des Tages seyn; auch mag ich die Kosten nicht gern von der Zukunft borgen. Kunst ist mir eine Art Luxus, den man nur vom Ueberfluß bestreitet. Ich will stets das Recht zum Genuß haben.

E*. Ich fühle leicht Langeweile bei einem Kunstgenuß, an welchem ich nicht zugleich Mitarbeiter bin. Ich will näher beschäftigt seyn, als nur durch das Anschauen, und ich habe eine bängliche Unruhe, ich fühle einen quälenden Kitzel, wenn ich mich zu einer Kunstausübung geschikt fühle, und unthätig da sitzen muß. Ich möchte wo

möglich immer Künstler und Zuschauer zugleich seyn.

F*. Ein heiterer, freier Sinn ist eine unschäzbare Himmelsgabe. Ich bin leider so oft mißgestimmt! Es mag wohl zum Theil körperlich seyn. Ich gehe das einemal mit leicht rührbarem Sinn zu dem Kunstgenuß. Ein Wort, ein Accord regt eine Welt von Gefühlen und Gedanken in mir auf, und trägt mich über die gemeine Wirklichkeit hinweg in eine schönere Lebens-Region. Das anderemal fühle ich mich stumpf, verholzt; und ärgere mich, daß mein Gemüth so gar keiner Vibration fähig seyn soll. Ich möchte dann den schweren Erdenleib abstreifen können, um ganz Seele zu seyn.

G*. Ich hoffe nicht verlacht zu werden, wenn ich behaupte, daß unser Verlangen nach Kunstgenuß, wie andere geistige oder körperliche Bedürfnisse, einem Gesez, einer Ordnung, einer Stufenfolge unterliege.

So wie wir in unser physisches und wissenschaftliches Daseyn Ordnung und System bringen wollen; so sucht sich auch unser

aesthetisches, oft ohne daß es uns zu deutlichem Bewußtseyn gelangt, zu regeln, und ich finde eine, so zu sagen, conische Stellung als die beste, und diesem verborgenen Bedürfniß angemessenste. A Jove principium! Die religiösen Kunstgenüsse zuerst, dann herabwärts zum heitern Weltlichen.

Ich höre z. B. nicht gern Musik verkehrt, die Oper vor dem geistlichen Oratorium, den Walzer vor dem Choral; ja es will mir die ganze Woche kein Theater schmecken, wenn ich Sonntags nicht eine erhebende Messe von Mozart oder Hayd'n gehört habe.

Ich wollte, daß man vor allen Dingen mehr auf den religiös-aesthetischen Genuß verwendete, denn erst durch ihn erhalten auch die übrigen ihren gehörigen Ton und Farbe!

H*. Mich stören so oft die Privatverhältnisse, das gemeine Treiben, der kleine Krieg des häuslichen Lebens. Es schwirrt und surrt und schnarrt mir so viel um die Ohren, ich werde von so verschiedenen Seiten gestoßen und gezogen, daß ich mich

selten auf den Isolirschemel retiriren, und die elektrischen Ströme der Kunst in mich aufnehmen kann.

Wenn ich Homer und Sophokles, oder Tasso und Shakespeare in die Hand nehme, so ist mir oft nicht anders, als sollte ich die colossale Statue des Herkules oder Apollo in meiner engen Kinderstube aufstellen.

J*. Ich komme zu keiner Attention und Wärme, wenn ich nicht in einem Kreis harmonischer Freunde genieße; Es wird mir in Kirche und Theater bange, wenn ich kein der Wärme, des Enthusiasmus fähiges Publikum die Bänke füllen sehe, oder im Ermanglungsfall doch ein Häufchen Gleichgestimmter finde.

Ich muß mich zum Herrlichsten zwingen, wenn ich es allein genießen soll. Ich nehme alles zu eng; erst wenn ich harmonische Gemüther vom nemlichen erhoben und bewegt sehe, erweitert sich auch das meinige, indem es zu seiner eigenen Wonne auch die geahndete der Uebrigen aufnimmt. Ich fühle mich nie tiefer befriedigt, als wenn ich sehe, daß, was mich entzükt, auch die

Freude meines Zeitalters, meiner Nation, meiner Gemeinde, meines Freundezirkels ist, — daß nicht nur ich, sondern daß mit mir auch die Mitwelt so zu sagen durch den Genuß hindurch geht.

K*. Ich bin so vordringlich, ich weiß zu viel, ich habe entsezlich viel gelesen! O könnte ich an mich halten, verweilen, mit kindlichem Sinne ruhen auf dem schönen Gegenstand! Aber so ist des Schönen so viel, daß es ohne Rüksicht auf Zeit und Ort auf uns losdringt. Was können wir anders thun, als geschwind eine flüchtige Notiz davon nehmen und forteilen, um fertig zu werden? Wie eine Christbescherung sollte uns das Schöne seyn, leider müssen wir es oft wie eine Musterkarte behandeln.

L*. Wenn es beim Genuß der Kunst auf lebendiges Hervortreten der Gestalten in uns abgesehen ist, so wünschte ich immer in dem eigenthümlichen Elemente zu leben, aus dem die Kunstwerke entsprossen sind, oder in welchem sie am lebendigsten genossen werden können.

Man muthe mir daher nicht zu, den Shakespeare blos zu lesen. Ich habe keine Kraft in mir, seiner Gestaltenwelt Leben und Relief zu geben, wenn ich nicht mitunter eines seiner Stüke auf dem Theater von braven Künstlern kann aufführen sehen, oder wenn ich es nicht zum Gegenstand einer deklamatorischen Uebung im Kreis vertrauter Freunde mache.

Ich weiß nicht, was ich bei den Antiken in den Sälen von Paris empfände, aber das habe ich gefunden, daß die von verschiedenen Kirchen in eine Galerie versammelten Altarblätter mich nie stark ergözten.

Man könnte mir vielleicht nachsagen, ich sei frostiger Natur, und müßte zuerst durch die Atmosphäre erwärmt werden, wenn die dem schönen Gegenstand entströmende Glut etwas an mir verfangen solle; mir zu lieb werden doch wohl die alten Rhapsoden nicht wieder auferstehen, und Homers Gesänge rezitiren rc.

Dem sei, wie ihm wolle. Auf den hintersten Bänken im großen Amphitheater der Kunst kommen mir leicht fremde Gedanken;

um recht zu sehen, und warm zu fühlen, mag ich gern dem Proscenium so nahe seyn als möglich.

M*. Verehrte Klagherren! laßt mich zum Schluß mein Bedauern darüber äußern, daß ich bei manchem göttlichen Kunstwerk dadurch um allen Genuß komme, daß alle Welt mir zuruft, wie göttlich es sei, und was sie dabei empfinde. So stehe ich vor der Gruppe des Laokoon immer so kalt, daß ich über mich fluchen möchte. Ich ahnde aber woher es kommt. Ich hatte zuvor Winkelmann, Lessing und Göthe darüber gelesen, und statt daß mich das erste Anschauen bezaubert, erschüttert hätte, und dieses freudige Erstaunen sich beim wiederholten Anblik in milde Empfindungen, in fruchtbare Gedanken aufgelößt haben würde, so fiel jezt der erste Eindruk in die ausgetretenen Fußstapfen des aus Büchern geschöpften Schattenbildes, es war an keine Entfaltung einer neuen Welt in meinem Innern zu denken, da mir ja das Beste schon gegeben und bekannt war; dieses nachzuempfinden, war ich aber nicht im Stande,

eben weil aller Gährungsstoff in mir verbraucht war.

Eben so ist mir der Monolog Hamlets: „Seyn oder nicht seyn" durch Bücher und Gespräche rein getödtet worden, und nur ein großer Schauspieler vermöchte ihn mir wieder ins Leben zu erwecken: und so noch manches andere, was ich nicht nennen mag.

Ich möchte also die gesammte Welt der Lehrer inständig um folgendes bitten: Prediget nicht theoretisch über Vortrefflichkeiten irgend eines Dings, sondern laßt sie praktisch selber finden. Lenket den Blik auf das Schöne, aber laßt es nicht merken, daß ihr lenket. Macht, daß eure Zöglinge nicht im Gedränge der Objekte, im Gewirre der Welt an dem Köstlichen vorübergehen, aber wenn sie es nun fixiren, so bringt sie nicht um die Kraft und Lust des Einsaugens, dadurch, daß ihr ihnen dessen Werth eingießt!

Dichten ist wirklich ein Verdichten des auseinander gezogenen Lebens.

In jeder Entfernung ist uns der schöne Gegenstand ein anderer, und macht eine andere Wirkung auf uns, denn er ist Theil eines andern Ganzen.

---

Jedes Kunstwerk sollte sich mit irgend einer Seite an die National-Interessen der Gegenwart anschließen. Dieß wäre ein Leiter für die genießenden Gemüther. Daß dieß oft nicht der Fall ist, bewirkt eine Kälte gegen vortreffliche Werke, von der man bei den Alten und unsern Vorältern keine Spur hat.

---

Wir erhalten in neuerer Zeit so oft Kunstwerke und Kunsterscheinungen, die von aussen herein, von der Peripherie her gebildet sind, statt aus dem Centrum eines reichen Lebens hergequollen zu seyn. Da das Leben für Noth und Bedarf sorgt, so wollen wir bei der Kunst keine Dürftigkeit, keine krampfhafte Anstrengung, sondern eine Gabe, die auf innere Fülle schließen läßt.

---

Gothische Bauart vermählt das Ungeheure in Höhe und Tiefe mit dem Leichten,

Zierlichen. Sie geht auf das zugespizte, auf Verzweigung, auf Wiederhall, auf Helldunkel, welch lezteres schon der äußere Anblik erscheinen läßt.

---

Alle künstlerischen Bemühungen verlangen einen tiefen phantasiereichen Hintergrund des Lebens, welcher ihnen in gewissen Zeiten fehlt. Wie eine Zeit ist, so sind ihre Werke, und genau genommen kann nichts anders entstehen, als der Zeit gemäßes. Insbesondere hat der religiöse Hintergrund den größten Einfluß auf die Kunst, weil sie zunächst an dieser Lebenswurzel liegt. Kinder sind von Natur poetisch, weil sie religiös sind. An unsere Instrumente ist der Dämpfer der Zeit gelegt, dieß stört die schönsten Genüsse, denn die Kunst will uns ganz.

---

Jedes Kunstwerk hat seinen ersten, wahrsten, besten Ort in der Sphäre, in welcher es entstanden ist, und es gehört immer Zwang, es gehören gewaltsame Mittel dazu, einen solchen Gegenstand nachher, in ande=

rer Verbindung, enthoben seiner Zeit, seiner Veranlassung zu schauen, zu genießen, zu begreifen.

Was ist die Wirkung eines Altarblattes, wenn es unter tausend in einer Galerie aufgehängten Bildern, seine Würdigung pro rata dieser Unzahl erhält, gegen die Wirkung, die es an dem ihm anfangs bestimmten heiligen Orte hatte? Frommer Sinn, geistiges Bedürfniß hatten es bestellt, tausende besahen schon das halbvollendete Bild in des Künstlers Werkstätte, tausende harrten seiner Aufstellung, tausende ergötzen sich während ihrer Andachtsverrichtungen an ihm, und eine Menge von Künstlern und Kunstfreunden wallfahrtet zu der Kirche, die ein berühmtes Bild in sich verschließt.

---

Alle überreifen Nationen denken bei ihren Anstalten und Schöpfungen an das Naturgemäße, Nothwendige, Zwekmäßige zulezt. Bei ihnen ist für die Wollust vor der Nothwendigkeit gesorgt.

V.

# Aus dem Gebiet der Wissenschaft, des Studiums ꝛc.

## Was ist Zufall?

So gerecht die Foderung ist, daß man denken soll, ehe man spricht, so ungerecht wäre es, zu verlangen, man solle nie einen Begriff aussprechen, ohne auch seine Definition in petto zu haben. Es würde augenbliklich hiedurch ein Stillschweigen entstehen, gegen welches das der Carthäuser-Klöster noch ein Lärmen scheinen könnte.

Man bedenke nur, wie wir überhaupt zu Begriffen gelangen. Von Kindheit an hören wir das Wort gebraucht, um im Zusammenhange mit andern eine lebendige Welt von Dingen und Beziehungen zu bezeichnen. Unser weicher, alles noch ineinander fließend schauender, Sinn vermag anfänglich blos dunkel zu ahnen, welche Dinge, welche Beziehungen dem oder jenem Worte gehören;

aber dadurch, daß das eine Wort immer ungefähr für den nemlichen Gegenstand gebraucht wird, rundet sich für die wachsende Fassungskraft die Sphäre eines Begriffs mehr und mehr ab.

Eine tausendfache Wiederholung ist's, die in dem bildsamen Geist endlich einen Begriff um den andern aus einem nebelichten kometen-artigen Wesen zu einem festern Kern ausbildet.

Mit körperlichen Dingen und ihren handgreiflichsten Beziehungen kommt die Seele früh in's Klare, und Jedermann kennt die Freude, mit der schon unmündige Kinder ihre Umgebungen benennen, und stets wieder erkennen. Nicht so aber bei allen tiefer liegenden Beziehungen. Ungebildete kommen häufig in den Fall, dieselben unrichtig zu bezeichnen; die Gebildeten fühlen, daß sie rüksichtlich ihrer Begriffe noch täglich und stündlich in jenem Abrundungs-Prozeß begriffen sind, und selbst der Philosoph kann nicht läugnen, daß jede neue Erfahrung seine Theorieen bereichere, und daß er somit an jedem Tage seinen Definitionen etwas zulebe.

Der Begriff „Zufall" gehört hauptsächlich unter diejenigen, die bei den meisten noch nicht fertig, sondern erst im Werden sind, so daß wohl Jeder in vorkommenden Fällen instinktmäßig ausspricht, ob er ein Ereigniß für Zufall halte, oder nicht, ohne jedoch den ganzen Umfang dieses Begriffs beschreiben zu können. Gegen das feste Grenzenziehen jeder Sacherklärung verschwört sich der unendliche Gegenstand und die vieldeutige Sprache.

Folgende kleine Untersuchung möge also mit billiger Nachsicht gelesen werden.

* * *

Wenn Jemand mehrmals nach einander mit einem Würfel 6 Augen wirft, so werden wir aufmerksam, ob sich dieß auf die Construction des Würfels gründe. Ist lezteres der Fall, so ist auch für uns die Sache abgethan, wir zählen sie unter die durch mechanische Gesetze hervorgebrachten Erscheinungen.

Finden wir aber den Würfel gerecht, und auch sonst keine Taschenspielerei obwaltend, so nennen wir den Vorgang einen

Zufall, und setzen ihn in Gedanken allen bezwekten, oder durch physische Gesetze nach ihrem gewohnten Wirken herbeigeführten Erfolgen entgegen.

Denn, wenn ein Ereigniß durch irgend einen Willen gewollt ist, wenn es zu einer organischen, oder sonst von Gesetzen bestimmten Sphäre einen auf deren Natur sich gründenden Bezug hat, so heißen wir es nie zufällig; es liegt ein Zwek, oder eine gesetz- und ordnungsmäßig wirkende Naturkraft zum Grunde.

Ein Mensch wirft nach einem Ziel, ein reifer Apfel fällt, ein Blitz zündet, ꝛc.

Gehört aber nicht jedes Ereigniß in der Welt zu irgend einer Sphäre, sei es zu der eines Willens, oder einer gesezmäßig-wirkenden Natur? Wo bleibt sonach der Zufall?

Auf einem gewissen Standpunkt kann freilich nicht vom Zufall die Rede seyn: das All ist das Allnothwendige; jedes Sandkorn liegt vermöge der nothwendigen Geseze des Seyns da, wo es liegt. Das Sonnenstäubchen fliegt nicht minder gesezmäßig,

als sich der Weltkörper auf seiner Bahn fortwälzt.

Aber unsere Sprache, ja unser ganzes Wesen ist nicht dazu geeignet, auf diesem mehr erhöhten als erhabenen Standpunkt zu bleiben.

Der Christ kann als solcher auch nicht wohl einen Zufall anerkennen. Er sieht bei jedem Ereigniß auf die Beziehungen, die es zu der Christengemeinde oder zu einem einzelnen Gliede derselben hat. Er findet in seiner Welt nichts, das nicht das Schiksal des Vereins oder des Individuums auf die oder jene Weise berühre, und so ist er gewohnt, bei jeder Erscheinung an das Walten der Vorsehung, an Leitung, Schikkung, Verhängniß zu denken, — alle casuistischen Fragen aber, als außerhalb der Sphäre des ächten Christenthums liegend, geradezu von der Hand zu weisen.

Ein gerechter Würfel falle vielmahl nacheinander auf 6 Augen, ein Schüz treffe mit verbundenen Augen das Centrum, es gewinne Jemand mit einer lebhaft geträumten Nummer das große Loos, es geschehe in der

Neu-Jahrsnacht mit dem Glockenschlage Zwölf ein Donnerstreich, so schreiben wir diese Zusammentreffungen dem Zufall zu, und abstrahiren hiebei augenscheinlich von der oberwähnten philosophischen und religiösen Ansicht, indem wir sonst diese Ereignisse für absolut nothwendig, oder für Schickung und Verhängniß ansehen müßten.

Was ist wohl das Gemeinschaftliche an ihnen?

Zwei Sphären berühren sich, es entsteht eine Wirkung, die durch ihre Bedeutsamkeit in uns den Gedanken veranlaßt, es finde ein der leztern proportionirter Verkehr zwischen jenen Sphären statt. Eine genauere Betrachtung zeigt uns aber, daß diese Sphären sich heterogen und rüksichtlich ihrer Causal-Beziehungen ganz eigenthümlich seyen. Nun wird uns die Erscheinung, die zuerst blos unsere Aufmerksamkeit erregte, erst auffallend, und, als ein gleichsam ohne Wurzel aufgeschossenes Gewächs, denkwürdig.

Je richtiger die Würfel gemacht sind, desto mehr haben sie, so zu sagen, Hang, mit allen Augen zu wechseln.

Dadurch, daß dem Schützen die Augen verbunden wurden, hat sich die Sphäre seiner Willkühr von der des richtigen Scheibentreffens entfremden müssen.

Was gehen die im Traum erschienenen Nummern, und das rollende Lottorad einander an? Was der mathematisch feste Zeitabschnitt der Neujahrs-Mitternacht, und die ewig hin und her wogende Elektrizität der Luft?

Diese ihrer Natur nach in keinem Wechselverkehr stehenden Sphären haben sich aber flüchtig berührt, und durch das Vorspiegeln eines Causalbezugs unser genaueres Anschauen rege gemacht, welches dann das Verneinen dieses Bezugs, oder den Begriff: „Zufall" ausspricht.

Natur und Leben sind voll von zufälligen Erscheinungen, die aber meistens, ohne uns als Zufälle zu erscheinen, vorübergehen.

Je mehr aber die sich berührenden Sphären durch Eigenthümlichkeit contrastiren, je unbedeutender die Aeußerung der aktiven Sphäre in Bezug auf sie selbst ist, je bedeutender dagegen für die passive, — je

vielfacher die Möglichkeit bei der erstern war, statt des eingetretenen Bedeutenden, auch etwas Gleichgültigeres zu erzeugen, desto denkwürdiger ist der Zufall. Z. B. wenn ein Ziegel vom Dach den würdigsten Mann im Staat tödtet, wenn der Bliz gerade an dem Tage in den Pulverthurm schlägt, an welchem der Blizableiter ausgebessert wird, ꝛc. Der Contrast der zusammen treffenden Umstände bewirkt auch leicht das Lächerliche; z. B. wenn eine Gesellschaft im Speissaale mit frohem Verlangen auf eine Lieblingsspeise wartet, mit welcher dann der Bediente zur Thür herein fällt.

Einige Bemerkungen über das Reich des Zufalls im Allgemeinen mögen hier noch Plaz finden. Da eigentlich bei Einrichtung der Welt auf den Zufall nicht gerechnet ist, so spielt er in ihr immer nur eine untergeordnete Rolle. Die vorurtheilsfreie Anschauung des Weltganges lehrt auch, daß alle nach großen Gesetzen sich evolvirenden Sphären ihre Laufbahn vollbringen, ohne daß ihnen der Zufall viel anhaben kann. Nationen, Anstalten, Individuen gleichen

im Zustand ihres Wachsens den Bienen, welche den günstigen Stoff zu Honig und Wachs verarbeiten, das in ihren Stok eindringende Widrige aber überspinnen und so unschädlich machen. Die Zeit des Degenerirens ist's eigentlich, die dem Zufall die Thore öffnet.

Niemand will gern sein Gutes, seine Güter dem Zufalle danken; wer findet nicht lieber, daß er seine Lage, sein Amt, sein Weib rc., mit Freiheit gewählt habe, oder wenigstens durch eine gewisse Nothwendigkeit, die aus dem Verhältniß seiner Eigenthümlichkeit zur Weltumgebung hervorging, zu ihnen geführt wurde?

Dennoch ist alles Mittelmäßige in dem Urtheil einig, daß das Große ohne günstige Zufälle so hoch nicht gestiegen wäre. Aber damit ist eigentlich nichts gesagt. Denn wo soll dieses Gewinnen durch den Zufall begonnen haben? Als die ersten Fasern zu dem herrlichen Keim sich zusammen webten? Oder wie dieser das ihm angemessene Erdreich fand? Oder als der junge Stamm seine Wipfel in ein homogenes Ele-

ment hinaufrekte? Das Selbst und die Welt stehen sich eigentlich bei jeder Unternehmung, bei jedem Lebensgewinn, gleich und gleich gegenüber, und es giebt für keinen ein Glük, der es nicht zu benutzen versteht. Wollte man sagen, der oder jener große Held, Staatsmann, Künstler ꝛc. wäre, unter andern Umständen geboren, nur ein großer Schuster oder Tischler geworden, so heißt dieß schon Alles zugeben, denn es ist ja eigentlich nicht zufällig, unter welchen Umständen man geboren wird.

Was hindert uns, die Sache umzuwenden, und statt ungünstigerer Verhältnisse noch günstigere anzunehmen, und dann, da jede Kraft ein beständiges Verlangen hat, im reinstmöglichen Element sich umzuthun, — zu behaupten, das Große hätte solchergestalt noch unendlich viel größer werden können. Man gestehe also, daß man schon groß seyn muß, um Zufälle zum Größerwerden benutzen zu können; man leihe den Dingen nur keine phantastische Größe, so wird man auch nicht nöthig haben, was bei ihnen durch nothwendige Gesetze ge-

schah, zum Theil wieder dem Zufalle zuzuschreiben.

Zuweilen wähne ich, die gesammte Bücherwelt sei der Repräsentant der eigentlichen, jedes Buch ein Partikelchen des Ganzen, und ich stehe dann mit schwerem Herzen in einer Bibliothek, da mir jede Bücherdecke als die Flügelthür zu irgend einer Merkwürdigkeit der abgeschiedenen Jahrhunderte erscheint; ich lese jeden neuen Büchertitel, jede Rezension mit dem stillen Vorwurf, daß ich an das Buch selbst nicht kommen werde.

In besserer Stimmung finde ich aber in jedem einzelnen Buch die ganze Welt, und ich kann dann einstweilen die übrigen entbehren.

---

Wir schleifen stets an unsern Gläsern, um ja die Welt recht achromatisch zu sehen; zu sehen wie sie an sich ist, ohne den dummen Farbenrand, der nur die Kinder ergötzen kann.

## Ueber den Schein bei Zeit und Raum.

Es wird nicht leicht jemand entgehen, daß uns die nemliche Zeit bald länger bald kürzer erscheint. Eben so der Raum. Wer sich gern über die erhaltnen Eindrücke Rechenschaft ablegt, der findet wohl unter andern folgende nähere Bestimmungen dieser Erscheinung:

Die erfüllte Zeit, diejenige, in der wir recht innerlich leben, recht nahe beschäftigt sind, wo sich die Detail-Thätigkeiten und Anschauungen einer größern unterordnen, wo eine Stufenfolge, eine schöne Proportion der Massen zu einander statt findet, erscheint uns kurz. Wer eine Bravour-Arie singt, eine Predigt hält, eine Schlacht mitliefern hilft, dem fliegt die Zeit. Je mehr unsere Berufsarbeit uns interessirt, je mehr dabei die Idee des größern Ganzen uns bei dem Bewerkstelligen des Einzelnen vorschwebt, je mehr wir hineingezogen werden, so daß

wir über dem Gegenstand die subjektive Anstrengung vergessen, desto geschwinder verlaufen die Stunden. Dem Wartenden, dem Kranken, dem Mißgestimmten, dem Unglüklichen, jedem der in einer unbehaglichen Lage ist, dem wird die Minute zur Stunde. In solchen Fällen ist dem Menschen eine gewisse monotone Anschauung oder Empfindung aufgedrungen, von der er nicht loskommt, und die jedoch ihrer Widrigkeit wegen nicht zuläßt, daß er sich in sie vertiefen kann. Er hat an ihr selbst einen lästigen Zeitmesser; das Schleichen der Minuten und Sekunden kommt ihm vors Bewußtseyn, und eben das Bewußtseyn von der Zeit ists, was sie verlängert, so wie der Zeitvertreib dann mit Recht so heißt, wenn er sie wirklich aus unserm Bewußtseyn zu vertreiben weiß. Der Unglükliche und Unthätige geht gleichsam ermüdet auf einer endlosen einförmigen Ebene fort, der Glükliche und Thätige wandert voll Kraft heitern Berghöhen zu; wenn jenem alle Entfernungen zum erlahmen weit vorkommen, so erscheint diesem, er mag rük- oder

vorwärts schauen, alles sehr nahe; sein Eifer und die Größe der Gegenstände verhüllen ihm das Maaß des durchlaufenen Weges. Dabei ist aber zu bemerken, daß demjenigen, der in einer gewissen Zeit eine Reihe mannigfaltiger und interessanter Zustände, unter mehrfachem Wechsel des Raumes verlebte, hintennach doch eine größere Zeit verflossen zu seyn scheint, als demjenigen, der eben so lange ruhig an einem Gegenstande fortarbeitete, der ihn anziehend beschäftigte.

Was den Raum betrifft, so erscheint erfüllter Raum größer als leerer; zu bearbeitender, durchzudringender noch größer als blos erfüllter; Erfüllung, Durchdringung ist verbreiteter Maaßstab. Der leere Plaz eines englischen Gartens müßte viel kleiner erscheinen, als lezterer selbst, ja ein geist- und geschmakvoller Künstler ist im Stand, einem Raum von mäßigem Umfang, durch Anlagen, die sich so zu sagen in unserer Phantasie austiefen, eine täuschende Größe zu verschaffen; und ich möchte dieß wirklich einen Probierstein des Ge-

nius eines Gartenkünstlers nennen. Ein französischer Garten erscheint immer kleiner als ein englischer, eine Allee nicht länger, obwohl langweiliger als ein abwechselnder Laubgang. Des Nachts scheint jeder Ort größer als bei Tag, weil die Phantasie ihn ausweiternd bevölkert.

Woher mag es nun rühren, daß beim Raum, verglichen mit der Zeit, das umgekehrte statt findet? Ich möchte den Grund darin finden, weil die Tendenz unsers Geistes auf Vertilgung der Zeit, der successiven Anschauung geht, hingegen auf Erfüllung und Würdigung des Raumes; weswegen auch, wie eben angeführt worden, eine durch angenehme Raumveränderung ausgefüllte Zeit wohl kurzweilig abläuft, aber doch nicht kurz erscheint.

Da der Zwek des Lebens nicht darauf gehet, daß es uns so kurz als möglich erscheine, sondern da jeder ihm eine fühlbare Länge wünscht, so ist diejenige Zeit die schönste, deren Dauer wir wohl bemerken, aber doch erst, wenn sie vorüber ist.

# Möglich, Wirklich, Nothwendig.

Diese Begriffe sind in ihrem höchsten Ausdruk eins. Alles Wirkliche ist nothwendig, denn es ist ein allseitig bedingtes; eben so ist aber nur das Wirkliche möglich, denn was das All nicht ins Leben ruft, das kann es auch nicht hervorbringen. Zwar ist vieles denkbar, das zur Wirklichkeit käme, wenn sich die Lebenskräfte auf dasselbe lenkten, aber eben diese entstehen ihm. Wenn z. B. jemand fragt, ob aus dem Kloz ein Apollo könnte geschnizt werden, so ist man geneigt, unbedingt: ja! zu antworten. Aber einmal fragt es sich, ob nicht in dem Kloz Hindernisse liegen, die wir nicht kennen, bis wirklich der Versuch gemacht wird, oder ob jemand sich fände, der die wirkliche Apollogestalt aus ihm bildete. Es läßt sich denken, daß noch zuvor Kloz oder Bildhauer zu Grund giengen. Meinen wir also die wirkliche Ausführung, ob diese möglich sei, so legitimirt sich durchaus erst das wirkliche als möglich; meinen wir aber den

bloßen Begriff, das blos Denkbare, so ist der in dem Kloz als enthalten gedachte Apoll schon ein wirklicher; es ist eben so, als wenn wir fragten, ob überhaupt aus einem Kloz von gewisser Beschaffenheit (nicht aus dem Kloz A.) ein Apoll gebildet werden könne, worauf uns die Wirklichkeit mit vielen dergleichen Bildern antwortet. Die Frage nach der Möglichkeit ist also oft nur eine verstekte nach der Wirklichkeit.

Soll etwas ein blos reinmögliches bleiben, ohne je ein wirkliches zu werden, so muß in der Verbindung der Dinge näher oder entfernter eine Ursache vorhanden seyn, warum es nicht wirklich wird. Liegt diese im Reich der Nothwendigkeit, so ist der Fall für sich klar, wie aber, wenn sie im Reich der Willkühr und Freiheit läge? so daß nach dem oben angeführten Beispiel es blos von der Willkühr des Künstlers abhienge, ob er aus dem Kloz einen Apollo bilden, oder ihn als Kloz liegen lassen wollte, in welch lezterm Fall wir dann ein Reinmögliches hätten.

Hier gilt nur der Saz, daß der Mensch in Rüksicht auf das Gleichgültige wirklich nicht frei, sondern der psychologischen Nothwendigkeit unterthan ist, daß seine Freiheit blos aufs moralische geht. Eine Möglichkeit ohne Wirklichkeit gehört also blos in das Reich der Gedanken, im Concreten aber, in der Sphäre der Weltkräfte ist nur das wirkliche — möglich. Das All geht mithin auf in dem Inbegriff aller Möglichkeit, — eben so in dem aller Wirklichkeit, — und eben so in dem aller Nothwendigkeit.

So wie der Einzelne mehr frei ist, als Gemeinwesen und Nationen, als das Allgemeinere, so ist auch am Menschen selbst mehr Freiheit in den einzelnen Dingen, als in seinen allgemeinern körperlichen und geistigen Beziehungen.

Man muß eben so wenig literärisch sich der guten Gesellschaft entziehen, und anachoretisch leben, als bürgerlich.

# Wahrheit.

[1]Man hat oft gefragt, ob Thiere oder Engel sich nicht etwa alles anders vorstellen, als wir Menschen, so daß also all unser Wissen nur eine hypothetische Wahrheit, nemlich eben die Menschen-Wahrheit habe, weil es aus einer blos subjektiven Vorstellungs-Art hervorgehe.

Nicht nur wahrscheinlich, sondern nothwendig verhält sich jenes erstere so, da die Vorstellungen jedes Wesens aus der Beziehung des Objektiven zu seinem Ich entstehen.

Ein Fliegen-Auge sieht die Welt anders, als ein Menschen-Auge; Gestalten, Farben, Licht und Schatten, Größe rc. sind ihm andere, als uns, eben so alle andere Sensationen. Dieß gilt nun auch von vollkommneren Wesen, weswegen auch ihre Begriffe, ihre Erkenntnisse, ihre Sprache von den unsern verschieden seyn müssen.

Ein Pferd ist also für die Fliege ein Fliegen-Pferd, für den Menschen ein Menschen-Pferd, und so fort.

Damit ist nun nicht gesagt, daß andern Wesen dasjenige falsch erscheine, was uns wahr ist; so daß sie also zu unserm: A gleich B sagten: A größer B ꝛc. sondern unser A und B ist ihnen unverständlich, und sie ahnden nur etwa, daß wir damit ihr a und b meinen, welche — Welt gegen Welt — unserm A und B korrespondiren.

Dem Fliegen-Pferd, Menschen-Pferd ꝛc. liegt immer das Pferd zum Grund, ein Selbst, welches die Möglichkeit aller der verschiedenen Vorstellungen enthält, und das Centrum dieser Radien ist. In so fern ist jede Vorstellung nur ein Versuch, mit der Subjektivität das Selbst der Objekte zu durchdringen. Eine wirkliche Erschöpfung ist unmöglich, sie würde uns als anschauend zerstören. Man kann in diesem Betracht schon jeden Sinn für ein besonderes Wesen ansehen, dem sich die Objekte auf eine eigenthümliche Weise offenbaren. Wollten wir also z. B. den Wassertropfen mit dem Auge nicht blos sehen, sondern auch seine übrigen Beziehungen wahrnehmen, so würden

die in demselben gebundenen Stoffe das Auge im nemlichen Moment zerstören.

Laßt uns also gestehen, daß jedem Wesen die Welt eine andere ist, weil keinem sich die Welt ganz, wenn schon (weil keine Grenze bei dem in durchgreifender Wechselbeziehung stehenden All denkbar ist) die ganze Welt offenbart.

Es ist dieß der Wahrheit der Vorstellungen keineswegs nachtheilig, und sie können demungeachtet subjektiv und objektiv wahr seyn. Es kommt zulezt blos darauf an, in wie fern der Menschen-Geist, oder jeder andere, aus seinen, wenn schon die Objekte nicht erschöpfenden, Vorstellungen doch die ganze Welt aufbaut; ob er mit dem All in solchem Rapport steht, daß seine Vorstellungen in ihrem Stufengang der stätigen Genesis der Dinge folgen, unter sich ein ihr analoges Verhältniß haben, also auch schrittweise mit ihr zusammentreffen, und er somit ein richtiger (aber gleichviel wie geformter) Zeiger des ewigen Getriebes der Natur ist.

* * *

[2] Ob wir die Dinge an sich schauen? Sonderbare Frage! „Schauen" und „an sich" sind das entgegengesezte von einander. Wir schauen, wie die Dinge zu uns sich verhalten. Das Anschauen ist die Beziehung der Dinge zu uns, das Produkt aus dem Es zum Ich, und das ist genug. Ein Ding an sich schauen, hieße, es auf einmal in allen seinen möglichen Beziehungen schauen, deren Zahl doch geradezu unendlich ist. Das All ist das Seyn der durchgängigen Wechselbeziehungen, also hieße, das an sich eines Dings schauen, das All schauen. In so fern ist jedes Anschauen eine Offenbahrung des Dinges an sich, eine Ausstrahlung von ihm auf uns; Es ist nicht das Ding selbst, weil es nicht das Ding ganz ist, obwohl der Rapport des ganzen Dinges zu uns als Ganzen.

Das an sich des Dings ist identisch mit dem Inbegriff seiner Beziehungen. Das Seyn geht auf im Werden, die Materie in der Bewegung, der Stoff im Akt.

* * *

[3] Gegen das unendlich Kleine und gegen das unendlich Große hin verläßt uns die Erkenntniß. Wer vermag den Bestandtheilen eines Körpers, z. B. eines Pferdes ins Elementare hin nachzugehen? wer vermag ihre wechselseitigen Beziehungen vor sein Bewußtseyn zu bringen?

Eben so auf der andern Seite.

Wem werden die Eigenschaften, die Tugenden, der Nutzen des Pferdes ganz klar? wer sieht die Beziehung desselben zur Menschheit ganz ein? wer vermag endlich die Nothwendigkeit des Pferdes im allgemeinen, das Wesen des Pferdmäßigen in der Natur nach seinem generellsten Ausdruk nachzuweisen? Wo nehmen wir unsern Standpunkt, um zu überschauen, welche Tantieme die Pferdsphäre vom Weltganzen ausmache?

* * *

[4] Das Leben der Natur fällt zwischen unser annäherndes Wissen, und unser Nichtwissen. So ist eigentlich all unser Wissen von negativer Art. Wir kennen die genaue und wahre Entfernung, den Bau, die Gestalt, den Lauf, das Wesen und Leben der

Weltkörper nicht, wir kennen kein Thier, keine Krankheit ꝛc. denn jede gesezte Bestimmung müssen wir ins unendliche durch nähere Bestimmungen, durch eine ewige Selbstcorrektion wieder aufheben. Es bleibt stets ein unauflöslicher Bruch übrig.

Wie kommt es aber, daß wir doch die Welt und ihre Beziehungen mit unserm Wissen zu fassen, zu umgreifen glauben, da doch das Ding nie gerade das ist, also gerade das nicht ist, was wir von ihm sagen?

Das All ist ein Cirkel, die Wahrheit zieht Polygone innerhalb und ausserhalb an ihn, und so können wir behaupten, daß wir ihn besitzen, ohne jedoch seinem ewig umbiegenden Laufe anders als durch Sprünge folgen zu können. Wollten wir diese auch noch so klein nehmen, so ist bekannt, daß ein Vielek von unzähligen Seiten doch nie ein Cirkel wird.

* * *

[5] Wohl würden wir nach der Erkenntniß jedes weitern Weltkörpers die Erscheinungen unserer Erde mit einem allgemeinern, höhern

Blik überschauen, und der Einsicht näher rücken, welche Quote des Weltall wir sammt ihr eigentlich seyn mögen. Es ist unserm Forschen und Fühlen dadurch eine Grenze gesezt, daß wir immer nur Erden-Berge, Wälder, Meere, Thiere, Menschen, Staaten, Schiksale untereinander vergleichen können.

So sehr dieß ein Naturphilosoph bedauern möchte, so erspriesslich findet es der Weise, denn der schönste und interessanteste Planet kann dem, um was es der Menschheit eigentlich zu thun ist, kein Iota zusetzen.

* * *

[6] Jeder Begriff ist gleichsam schon ein philosophischer Versuch, ein Unendliches, ein Wissen, das an das Allwissen appelliren muß, z. B. Grün, Gold, Ehre &c. Es ist ein Fragliches, das durch kein Wort, keine Erklärung fixirt, umgrenzt werden kann, dessen kosmischen Ausdruk niemand kennt. Jede Antwort ist nur eine Palliativkur, und vermag die Schmerzen der Frage blos zu lindern, nie aus dem Grund zu heilen.

* * *

[7] Die Grenzen der Vernunft sind nicht von der Art, daß innerhalb derselben Klarheit, ausserhalb ihrer aber Dunkel wäre, sondern schon jeder Begriff, jede Idee hat ihr Unüberschwingliches, das All ist um nichts räthselhafter, als jedes kleinste Ding.

* * *

[8] Kein Wissen befriedigt, denn wir wollen eigentlich die Gegenstände nicht blos wissen, sondern leben, erleben, durch sie uns hindurchleben. Da wir nun als Lebende an eine Stelle, einen Standpunkt gebunden sind, so läßt sich uns dasjenige, was wir auf einer andern Stelle, von einem andern Standpunkt aus leben könnten, nur in schwachen Umrissen geben. Der Wissensdrang ist mit uns gebohren, aber kein Gott kann ihn uns, wie wir wünschen, befriedigen. Es ist des Menschen ewige Sehnsucht nach dem All.

* * *

[9] Wenn irgend ein Begreifen der Welt im Großen, ein Verstehen der Menschheit in ihren Tiefen möglich seyn soll, so hat

von je her der Geist sich metaphorischer, symbolischer Denkformen bequemen müssen; die Zusammenstellung der großen Beziehungen macht, daß sie in ein Bild zusammenfließen, wie demjenigen, der die Wolken mit einem allgemeinen Blik anschaut, und nicht mikroscopisch als Bläschen, dieselben zu Gestalten werden; das nemliche gilt bei den göttlichen Dingen. Wir finden die Denk- und Sprachweise mancher Zeitalter, Nationen und Stände lächerlich, wir dringen auf das an sich der Dinge, das eigentliche ist unser Losungswort; wir spalten und seciren, und wenn uns auch unter der Hand das Leben entflieht. Wenn durch die unbildliche Darstellung ein Raub an dem Leben des Bildlichen entsteht, so dürfen wir jedesmal annehmen, daß über beidem ein höheres Leben schwebt, das sich durch das Bildliche uns so gut möglich zu offenbaren gesucht hat.

* * *

10 Je nachdem die Welt von uns interpunctirt wird, je nachdem sind alle unsere Ideen und Begriffe, unsere Gefühle, Freu-

den und Leiden, unser Anschauen des Größten und Kleinsten. So sieht z. B. der Christ die Natur, das Sternenheer, das Grab, Liebe und Leben nach seiner ihm eigenen Weltinterpunction an, er fühlt und denkt ihr gemäß. Reich Gottes, Welt; Geist, Fleisch; Sünde, Reue, Vergebung, Anschauen Gottes rc. Bei jeder veränderten Interpunction giebt das Buch des Lebens einen andern Sinn. Welches ist wohl der rechte? oder welches ist der bessere?

* * *

[11] Der Aufklärer. Was machen Sie da?

Ramsden. Ich suche das Teleskop zu größerer Helle zu bringen.

A. Und wie gehen Sie das an?

R. Ich verengere den Gesichtskreis, mache noch ein Paar Blendungen hinein, und schwärze das Rohr an.

A. Ei Sie obscurantischer Mann! Ihrer Gläser bediene ich mich nicht; da lobe ich mir meine gesunden Augen. Der Himmel ist doch zulezt, wie ich ihn sehe.

R. Sie können sich immerhin am Anblik des gestirnten Himmels ergözen, nur

müssen Sie bei astronomischen Gegenständen nicht mitreden wollen.

* * *

[12] Wir möchten eigentlich stets wissen, was denn der alltägliche endliche Gegenstand, das irrdische Verhältniß, auch im unendlichen, überirrdischen Reich gelte. Wir fühlen, daß das Endliche nicht nur dieses alltägliche sey; Unser Ahnden, Fühlen, geniales Denken eilt unserm Wissen und Erkennen in jene Region voraus, es durchbricht die Rinde der Gewohnheit. Kommen wir z. B. durch Wein und Freude erregt im All auf einen höhern Standpunkt, so werden tausend neue Beziehungen frey; es ist, wie wenn wir auf einmal eine innigere und leisere Fühlung all unserer Bande bekämen, wir sehen mit Bedauern der bald wieder eintretenden Dumpfheit des Alltagslebens entgegen.

Nach Sokrates ist das meiste Lernen ein sich besinnen auf das, was man schon in sich hat. Es läßt sich auch bei genauerer Erwägung leicht einsehen, daß der

Mensch, der stets eine Welt in sich trägt, schon dadurch bedeutend weiter gebracht werden kann, wenn durch Socratische Kunst ihm das Halbvergessene zurükgerufen, das Verschwommene fester begrenzt, das Verwickelte isolirt, das Flache gehoben, das Schlummernde erregt, das Einzelnstehende mit dem Verwandten in Rapport gesezt wird, wogegen ihm in der nemlichen Zeit keine Kenntniß beigebracht werden könnte, durch die seiner Größe etwas Bedeutendes zuwüchse.

In wessen Seele aber die Grundanschauungen fehlen, bei dem kann freilich auch alle socratische Hebammenkunst nichts verfangen.

---

Die Naturwissenschaft schließt bei dem vortrefflichsten Organismus „Mensch.“ Hier fängt aber erst die ächte Menschen-Wissenschaft an. Welche Blüthen, welche Früchte hat dieser Baum „Menschheit“ getragen?

---

Wir sind nicht metaphysisch — aber wohl sittlich frey.

## Nothwendigkeit; Freiheit.

Wie wäre es, wenn man den gordischen Knoten zerhaute: „Nothwendig ist in der Welt alles, was nicht frei ist!“ Mit dieser Bestimmung scheint mir genug gewonnen zu seyn. Ich nehme also überall Nothwendigkeit an, wo kein reiner Akt der Freiheit statt findet. Die großen Sphären wälzen sich nach ihrem nothwendigen Gang fort, und verschlingen selbst die Kämpfe, die Opfer, die Bestrebungen der Freiheit. Sie sind wie gefräßige Raubthiere, die sich vom Blut der Freiheit nähren, ohne bedeutend dadurch verändert zu werden. Ich darf also in Leben und Geschichte nicht mehr nach dem unermeßlichen Feld des Nothwendigen schauen, sondern ich orientire mich nach den sparsamern Acten der Freiheit. Jede Freiheit klingt in der Nothwendigkeit ab, wie ein ins Wasser geworfener Stein Ringe hinaussendet, die sich in der Wasserfläche verlieren, ohne daß man angeben kann wo? umge-

kehrt trifft auch jede Nothwendigkeit da oder dort auf Freiheit.

Es können sich die Sphären der Freiheit so durchkreuzen, daß für mich und meine Freiheit die größere Sphäre einer andern Freiheit eine relative Nothwendigkeit annimmt.

Absolut frei ist nichts denkbar, denn der Gedanke, der Entschluß, muß sogleich in der Sinnenwelt einen Körper annehmen, den er sich nicht selbst frei schaffen kann.

Eine zur Nothwendigkeit, zum eisernen Gang verhärtete Sphäre kann durch einen gewaltigen Geist wieder erregt, und mit Freiheit durchdrungen werden; in den meisten Fällen ist es aber nur ein Schimmer von Freiheit der Menschen, der um den unaufhaltsamen Gang der Sphären spielt. Die unendliche Menge der Freiheiten bildet zusammen nothwendige Sphären, nur die sich wechseldurchdringenden Freiheiten bilden eine höhere Freiheit.

Die Begriffe: Grund und Folge, Ursache und Wirkung sind, endlich ge-

nommen, jedermann verständlich, so bald sie aber ins unendliche gespielt werden, so übersteigen sie unsern Verstand, und wollen gleichsam das All in sich oder zwischen sich nehmen. Denn es hat kein einzelner Grund eine einzelne Folge als sein ausschließendes Produkt; keine Wirkung geht blos aus einer einzigen Ursache hervor. Wir werden unaufhaltsam vom Einzelnen aufs Ganze, auf den Urgrund, die Ur — Ursache getrieben. Und so wären denn diese und ähnliche Begriffe nichts anders, als — in ein Wort gedrängte Räthsel, was Gott und die Welt sei.

---

Gelehrsamkeit geht ihrer Natur nach auf ein Entferntes, Vergangenes, auf Wiedererweckung eines Hinabgesunknen, auf möglichst klare Bestimmung desselben nach allen seinen Theilen, und endigt damit, die Verhältnisse der Gegenwart daran zu halten, und darnach zu bestimmen.

Weisheit dagegen fängt beim Nahen an, beim Jezt und Hier; ihr Anfangspunkt und Angel ist das „Kenne dich selbst"

deine Nächsten, und deine und ihre Beziehungen, durch diese lerne dein Gemeinwesen, deine Nation, deine Zeit kennen, und nun erst andere Zeiten und Länder, und ihre Begebenheiten.

Es kann keine große Gelehrsamkeit ohne Weisheit, keine große Weisheit ohne Gelehrsamkeit seyn, ja in ihrem höchsten Ausdruk congruiren beide, nicht aber in ihrem bedingten Erscheinen.

---

Ewig anziehend bleiben jedem diejenigen Schriften, die den reinen Gegensaz von ihm bilden. Er steht in ihrer Sphäre, aber ihnen gegenüber. Weniger gelesen sind die ganz mit uns congruirenden oder uns ganz heterogenen.

---

Die Sinne sind wirklich protensiv. Man sieht und hört hinauswärts; nur der Verlangende, Wollende, Sehnende schaut; für wen das Objektive kein Interesse hat, für den ist es auch nicht da.

# VI.

# Aus dem Gebiet der Religion.

## Glauben. Wissen.

Dem Denken offenbarte sich Gott, aber nur dem Denken, in so fern es der geistige Gipfel eines allseitig blühenden Lebens ist. Denn dieses höchste Gut, welches die Menschheit nur durch den Einklang aller ihrer Kräfte erwerben konnte, das kann die Kraft des Einzelnen, oder eine einzelne — z. B. die Denkkraft nie erringen.

* * *

„Fühle den Gott, den du denkst."

Schiller

Denn du denkst ihn nicht wirklich, wenn du ihn nicht fühlst.

* * *

Gott ist nur fürs Leben, so wie er auch nur im Leben anschaulich ist. Entweder, wir haben einen Gott, den wir fürchten, lieben, anbeten, auf den wir trauen, oder — das All ist Gott.

* * *

Selbst wenn uns Gott erschiene, so müßten wir ihn doch nur glauben; — glauben, daß diese Erscheinung Gott sei. Wir müßten ihn schon in uns haben, um ihn zu erkennen. Es fragt sich also, ob er den Menschen nicht wirklich so unmittelbar als möglich erscheine.

* * *

Jede Sphäre hat einen andern Gott. Die Naturphilosophie kann nur das Absolute dafür erkennen, die Weltgeschichte den Weltgeist. Die Nationen haben einen geoffenbarten Gott, d. i. einen Verheißer, Helfer, Lenker, Erlöser ꝛc.

Zu welcher Sphäre man sich bekennt, deren Gott hat man. Darüber kann keiner.

* * *

Die Veränderung der Basis eines Obelisken verändert auch die Spitze; ein anderes Leben macht einen andern Gott.

* * *

Gott ist — ein ewiges Suchen und Finden Gottes. Man ist ein Atheist, so oft man kein Bedürfniß zu ihm fühlt.

*     *     *

Wie soll Philosophie der religiösen Ideen mächtig werden? Religion ist, wenn man so sagen darf, Urgeschichte und Herkunft des geistigsten und leiblichsten Daseyns, ist die unmittelbare Vereinigung von Einst und Jezt, von dem Höchsten, Vollkommensten, Reinsten, und dem Gemeinsten, Vergänglichsten, Nächsten; dem höchsten Denken, Ahnden, Empfinden, und dem gegenwärtigsten kräftigsten Wollen und Handeln.

Wie sollte Philosophie mit dem bloßen Denken alles dieses nachconstruiren, und beherrschen können?

So wie der Regenbogen das auseinander gezogene Bild der Sonne ist, so ist das religiöse Jahr das auseinander gezogene Bild des Lebens Jesu. Jahrtausende schon steht dieser aetherische Farbenkreis und wird noch Jahrtausende in mildem Schimmer glänzen. Wer vermag es zu denken, daß er verlöschen, und einem andern Meteor Plaz machen werde!

Man sollte noch in Gleichnissen predigen, dann würde die zum Grund liegende Wahrheit selbstthätig in dem Hörer entstehen. So aber giebt man ihm eine Menge Wahrheiten geradezu, die ihn ermüden, und übersättigen, weil er zu wohlfeilen Kaufs zu ihnen kommt.

---

Das Gewissen ist nicht ein geheimnißvolles orakelmäßiges Etwas in uns; das Gewissen sind wir selbst in unserer ersten, einfachsten, reinsten Beziehung zu einem Gegenstand, den wir in unsere innere sittliche Welt aufnehmen sollen; und nur, weil wir uns selbst im Ganzen nur selten begreifen, kommt uns auch unser Gewissen als etwas geheimnißvolles vor. Jeder Mensch trägt in seinem Innersten das Bild einer schönen harmonischen Welt, und ein Blik zeigt ihm, ob sich eine fragliche Handlung freundlich oder feindlich, als Wohl- oder Mißlaut zu ihr verhalte. Erst wenn der Verstand in die nähern Beziehungen der Sache eingeht, entsteht dem Menschen zuweilen Verwirrung seines ersten Gefühls.

---

Daß die Catholiken das Abendmahl unter einerlei Gestalt geben, scheint mir seinen tiefsten Grund in der Tendenz des ganzen Systems zu haben, alle Zweiheit zu verdrängen, und alles wo möglich von einer obersten Spitze abzuleiten. Repräsentiren Brod und Wein, Leib und Blut des Herrn, so sind sie stets nur Theile von ihm, und Relativitäten. Aber eines soll als Absolutes oben thronen, um dem Glaubigen die höchste Ehrerbietung einzuflößen, und alles Denken in dem Schauer frommer Andacht untergehen zu lassen. So wird mir begreiflich, wie das eine Correlat zurükgedrängt wurde, und das andere, die Hostie, sich so ausbreitete, daß sie und das Bild des Herrn im Aug des Catholiken sich decken.

---

Von vorne her ist die Religion unüberwindlich; wie wir als Kinder in sie hineinkamen.

---

Ihr müßt den Leib des Herrn genießen,
Wollt ihr den Geist des Herrn versteh'n.

## Das Tragische in der Religion.

Während man das Tragische in der Kunst fodert, und die griechischen Tragiker als die höchste Blüthe der griechischen, mithin wohl aller bisherigen Bildung preist, beklagt man sich, daß unsere Religion den Geist, das Gemüth verdüstere; man findet etwas Widriges in der Stimmung, in den Gefühlen, der Denkungsart, die sie fodert, und bietet alles auf, um sie in ihrem innern Geist, wie in ihrem äußern Erscheinen, so heiter als möglich zu machen. Es fragt sich, ob man daran recht thue, ja ob man überhaupt den beabsichtigten Zwek erreiche.

Man kann zwar zugeben, daß das Tragische in der Kunst von etwas anderer Natur sei, als das in der Religion, aber doch bleibt so viel gewiß, daß das Größte und Tiefste, dessen die menschliche Natur fähig ist, seinem Wesen nach nicht heiter und fröhlich —, daß alles Pathos nur tragischer Natur seyn kann.

Man sage, was denn dem Menschen oder der Menschheit überhaupt für ein Glük begegnen könne, das in etwas anderm bestünde, als — in dem Finden des homogenen Elements, in der Gelegenheit zur ungehinderten Fortentwiklung ihrer Keime, Anlagen, Fertigkeiten, in der Garantie eines behaglichen, gesunden, freudenhellen Daseyns?

Man sieht, wie schwer es ist, den Menschen mit einemmal dauernd zu beglüken, und wie wenig sich das Glük ohne Gegensaz unter einer geist- und herzerhebenden Form durch Kunst darstellen läßt. Man nehme dagegen Beschränkung, Druk, Sehnsucht, Verlangen, Noth; man denke an die Schreckensgestalt — Unglük, an die Abgründe der Leidenschaft, des Verbrechens ꝛc. Wie leicht ists, daß der Mensch in einem Moment ein grosses, geliebtes Gut verliert, um das sein Herz nun lange Jahre trauert; wie lebt er sich in Frevel und Sünde mit unbesonnenen Schritten unmerklich hinein, bis ihn endlich an einem Tage die strafende Hand ereilt, und er seine übrige Le-

benszeit, von Schande und Schmach gedrükt, sein Haupt unter den Menschen nicht mehr zu erheben vermag; oder ein Augenblik des Affekts reißt ihn zu einer That hin, deren Andenken ihn Jahre lang foltert, und die er gern mit seinem Herzblut wieder aus seiner Seele wischte, wenn er es nur vermöchte. Man denke endlich an den Kampf großer Naturen mit den feindlichen Mächten des Lebens, mit den bösen Dämonen, die unter tausend Gestalten die freie Erscheinung des Lebens zurükdrängen, und das Gute darniederhalten wollen.

Man ahndet leicht, daß schon in aesthetischer Hinsicht nur im Tragischen das Daseyn in seinen größten Tiefen sich öffne, und daß der Sonnenschein des Lebens nur durch die oft furchtbaren Nächte desselben recht gewürdigt werden könne.

So wird ja auch das Gute und Schöne durch Ahndung, Entbehrung, Sehnsucht, Hoffnung, also dadurch, daß es in die tragische Atmosphäre eintaucht, — größer; so weint die höchste Wonne Freudenthränen, weil das größte Glük auf dem dunkeln Hin-

tergrund des bedrängten menschlichen Daseyns sich abhebt.

Sind die größten Helden der Geschichte und Kunst — tragische Helden, wie viel mehr muß es der Held des großen Drama seyn, an dem die ganze Menschheit mitspielt? Denn man bedenke, daß er nicht sowohl der Stifter der Religion, als vielmehr der Gegenstand derselben ist, daß sein Bild sie nach allen Dimensionen ausfüllt; wenn schon andererseits nicht geläugnet werden kann, daß die Zeit hin und wieder zu weit gegangen, daß jedes Jahrhundert über eine andere Seite seiner Schmerzen und Leiden geweint, und dieselben an seinem eigenen Leben darzustellen versucht hat.

So viel bleibt gewiß, jedes große Vorbild umfaßt das Leben in seinen größten Gegensätzen, Finsterniß und Licht, Abgrund und Lichthöhe, und tausende ahnden und kennen den Umfang des Daseyns nicht, weil sie sich nur in der Dämmerung wohlbefinden.

Man könnte noch hinzusetzen: je frivoler und kälter unsere Todtenfeiern werden,

desto kahler wird das Leben! je dunkler dagegen die Passions-Woche, desto sonnenheller der Auferstehungs-Tag!

Das Ehrwürdige, das Große würde in den Erwachsenen sich nicht fortsetzen, aber dadurch, daß das Kind seine Jugendbilder so spät als möglich losläßt, und im höhern Alter wieder zu ihnen zurükkehrt, und auf ihrer Realisirung beharrt, dadurch wird der Welt das Heilige bewahrt. Je frühreifer, altkluger die Kinder werden, desto mehr schrumpft das Große ein. Eine lange Kindheit und ein heiteres Alter bei einem Volk befestigen seinen Besiz.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bührlen, Friedrich Ludwig,

Lebens-Ansichten von F. L. B

Stuttgart 1814

Bamberg, Staatsbibliothek -- Ph.o.408-a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11760552-9